1,60 DM / Band 280
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Turm der weißen Vampire

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Turm der weißen Vampire

John Sinclair Nr. 280

von Jason Dark

erschienen am 15.11.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Turm der weißen Vampire

Als die letzte Schaufel kalter Erde auf das Grab fiel, waren die Menschen bestürzt. Derjenige, der sie bisher beschützt hatte, weilte nicht mehr unter ihnen. Pater Robanus war es gelungen, den Fluch zu bannen. Jetzt hatte es auch ihn erwischt.

»Wir müssen die Insel verlassen«, schlug jemand vor. Alle anderen Bewohner nickten. Das Verlassen glich einer Flucht. Ein fast menschenleeres Eiland blieb zurück, ein idealer Platz für die sieben Vampire aus dem Turm des Schreckens…

Craig Thompson wußte genau, daß Unheil in der Luft lag. Er spürte es, als er sein Haus verließ und sich auf den Weg zum Strand machte. Düster lag der Himmel über ihm. Obwohl der Wind von Norden wehte, war die Luft feucht und drückend. Sie schmeckte nach Schwefel, als hätte der Teufel tief ausgeatmet.

Sicherlich würde bald ein Gewitter die Schwüle zerreißen. Es war auch nötig, um einmal etwas Abkühlung zu bringen.

Das war ein Jahrhundertsommer, den Schottland da erlebte und der auch die zahlreichen kleinen Inseln vor der Küste mit einschloß.

Eine seltsame Ruhe lag über dem Strand. Selbst das Meer schien sich zurückzuhalten. Es donnerte nicht mehr mit der Wucht gegen Felsen und Strand, wie man es eigentlich von ihm gewöhnt war.

Das alles merkte und sah Craig Thompson. Es wäre auch kein Grund zur Beunruhigung gewesen, denn Gewitter hatte er oft genug erlebt. Aber da war etwas anderes, das ihm Sorgen bereitete.

Fassen und erklären konnte er es nicht. Er hätte auch keinen bestimmten Verdacht äußern können, sondern mußte sich ganz auf sein Gefühl verlassen. Und das sagte ihm, daß der alte Leuchtturm etwas mit der Sache zu tun hatte.

Um ihn rankten sich sowieso die großen Geheimnisse. Man ging davon aus, daß in seinen Mauern das Grauen lauerte. Schließlich hatte der Turm seine alte Geschichte, und wenn sie stimmte, dann konnte er auch das Unheil freilassen.

Plötzlich blieb Thompson stehen. Der Wind spielte mit seinem weißen Haar, wehte es hoch, und der Mann verzog sein faltiges Gesicht, bei dem sich die Augen zu Sichern verengten.

Er schaute zum Turm und sah das Licht.

Auf der Spitze, wo sich der kleine verglaste Lampenturm befand, drehte sich das Licht.

Niemand hatte es angezündet, keiner war oben. Der Turm war vor Jahren zum letztenmal besetzt gewesen, und dennoch kreiste das Warnfeuer. Die Lampe warf ihren Schein nicht nur über das Meer, sie traf auch mit den langen Lichtfingern auf das Innere der Insel.

Thompson war sicher, daß den Turm niemand betreten hatte.

Wenn die Lampe dennoch leuchtete, dann konnte das nur einen Grund haben. Und vor dem mußte man sich fürchten.

Der mittlerweile fast siebzigjährige Mann überlegte, was er unternehmen sollte. Er konnte bleiben und zuschauen. Ebensogut auch wegrennen und sich verkriechen.

»Nein«, sagte er, und seine Worte klangen wie ein Schwur. »Ich werde hingehen.«

Er hatte nicht sehr weit zu laufen, um den Turm zu erreichen. Ein wenig fiel das Gelände zum Strand hin ab, die steilen Felsen befanden sich woanders.

Schon bald versanken seine Schuhe im weißen Sand. Kleine Steine, in der Form an Kiesel erinnernd, drückten gegen seine Sohlen. Er war den Weg unzählige Male gelaufen, doch nie mit so einem unguten Gefühl wie heute.

Schon bald sah er ihn deutlicher. Was aus der Ferne sehr schlank wirkte, entpuppte sich beim Näherkommen als ein gewaltiges Gebilde mit einem großen Durchmesser, der mindestens die Breite von zwei Einfamilienhäusern umfaßte.

Zur Spitze hin verjüngte sich der Turm ein wenig, der noch aus alten Steinen gebaut worden war und auch zahlreiche kleine Fenster aufwies. Luken, unregelmäßig in der Hauswand verteilt.

Vor langer Zeit war der Turm als der Ort der Bestrafung angesehen worden, bis man ihn zu einem Leuchtturm umfunktionierte, der den Schiffern und Kapitänen den rechten Weg wies.

Wie der böse Atemzug eines Raubtiers, so fauchte plötzlich ein Windstoß heran und wirbelte den Sand in die Höhe. Ein feiner Vorhang wehte auf den einsamen Wanderer zu und hüllte ihn für einen Moment ein.

Als er sich wieder senkte, schien das Raubtier sein Maul aufgerissen zu haben, um zu brüllen.

Es war kein Brüllen, sondern der gewaltige Donner, der über den Himmel schallte und dem sofort ein Blitz folgte.

An mehreren Stellen zugleich tanzte er auf dem Firmament, dabei wie ein gewaltiger Dreizack wirkend, dessen Spitzen irgendwo im Meer verschwanden.

Die See war bereits an einigen Stellen zu einer kochenden Hölle geworden. Der Wind hatte sie aufgewühlt. Schaumige weiße Streifen leuchteten wie sprühende Girlanden, und die Wellen erinnerten Craig Thompson an dunkle Berge aus Glas.

Blitz und Donner!

Endlich hatte sich die Schwüle entladen können. Der Wind war ebenfalls da, und bald würde auch der Regen vom düsteren Himmel prasseln und alles verdecken.

Der einsame Wanderer stemmte sich gebückt gegen den Wind an. Er schaute nicht, wo er hinging. Sein Ziel war einzig und allein der Turm. Diese Richtung kannte er im Schlaf, da brauchte er erst gar nicht groß nachzusehen.

Donner und Blitz – Blitz und Donner.

Es kam Schlag auf Schlag. Wie peitschende Hiebe. Und die Blitze fuhren in einem Zickzack-Kurs der Erde oder dem tosenden und schäumenden Wasser entgegen.

Da der Wind von der See her wehte, wirbelte er auch Fontänen in die Höhe.

Er schleuderte die nassen Vorhänge zur Seite, wehte ihn wie Fahnen

auf den einsamen Wanderer zu, und das Wasser des Meeres vermischte sich mit den ersten Regentropfen.

Craig Thompson hatte es nicht einfach voranzukommen. An Aufgabe dachte er nicht. Er wollte in den Turm, denn nur dort konnte er das Geheimnis lösen.

Vielleicht war auch alles gelogen, und nichts stimmte an der Sache, aber daran wollte er jetzt nicht denken.

Die letzten Yards rannte er. Der Regen fiel wie aus Kannen geschüttet. Zwischendurch der peitschende und rollende Donner, dann die grellen Blitze, die blendeten, außerdem der von den Regentropfen hochgewirbelte Dreck des Strands.

Das war kein Wetter mehr, sondern ein Inferno, in das Craig Thompson hineingeraten war.

Keuchend erreichte er den Turm. Er prallte gegen die rauhe Mauer und wischte den Schweiß von seiner Stirn, der mit der Nässe eine Verbindung eingegangen war.

Für einen Moment preßte er sich an das rauhe Gestein. Ziemlich ausgepumpt und fertig, während er in die grauen Regenschleier starrte und glaubte, darin ein gewaltiges Gesicht zu sehen.

Die Fratze des Teufels!

Es war nur Einbildung, sicher. Aber der Teufel selbst schien dieses Wetter bestellt zu haben. Er brachte es aus der Hölle mit, um den Menschen zeigen zu können, wie groß seine Macht war.

Und auch über den Leuchtturm hatte er seine Hand gehalten.

Craig Thompson drehte sich um, ging ein paar Schritte nach links und sah vor sich den Eingang des Turms. Er besaß keine Tür. Jeder konnte hinein, doch die Menschen hüteten sich, den Turm bei Nacht zu betreten. Nicht ohne Grund, denn wie Craig Thompson glaubten auch die anderen Bewohner an die sieben Vampire.

Sieben weiße Vampire!

So erzählte es die Sage, so berichtete es die Legende.

Sieben an der Zahl!

Gefangen im Turm. Für alle Ewigkeiten?

Das war eben die große Frage, und Craig Thompson glaubte daran, daß dem nicht so war. Er hatte die Vorzeichen gesehen, sich alles genau gemerkt und in den alten Berichten nachgelesen.

Diese Nacht hier war wie geschaffen für die sieben weißen Vampire, denn am Tage hatten sie ihn beerdigt.

Er, das war Father Robanus gewesen. Genau 90 Jahre hatte ihm der Herrgott geschenkt, und er war jedes Jahr in den Turm gegangen, um die Vampire erneut zu bannen.

Gesehen hatte sie niemand, wohl der Pater, aber der schwieg sich aus. Er wollte die Menschen nicht beunruhigen und behielt sein Geheimnis lieber für sich.

Wie es Father Robanus gelungen war, die Vampire zu besiegen oder wenigstens zu bannen, wußte niemand. Er hatte sich stets darüber ausgeschwiegen. Auf seinem Sterbelager jedoch hatte er zum ersten Mal geredet. Nicht direkt über die Vampire und deren Geheimnis, sondern über die Hilfe, die er angefordert hatte.

Es sollte jemand kommen, der den Fluch löschte. Ein Freund aus alten Tagen, der in einem Kloster lebte aber bisher hatte sich dieser fromme Mann nicht blicken lassen.

Die Menschen aus den kleinen Dörfern und von den verstreut liegenden Gehöften hatten sich versammelt und alles genau beraten. Sie selbst hatten Angst, und sie suchten jemanden, der in der Nacht den Turm betrat, um sich umzuschauen.

Die Wahl war auf den letzten Leuchtturmwächter, Craig Thompson, gefallen. All das ging dem Mann durch den Kopf, als er den Turm betrat. Er wußte selbst, welch eine schwere Verantwortung auf ihm lastete, und er wollte dieser Verantwortung gerecht werden.

Ob er sie vernichten konnte, wußte er nicht. Die Waffen jedenfalls hatte er mitgenommen.

Einen Flakon mit geweihtem Wasser, einen Eichenpfahl und auch Knoblauch, dessen einzelne Knollen eine lange Kette bildeten, die Thompson unter seiner Jacke trug.

So gerüstet, hoffte er, den Vampiren entgegentreten zu können.

Jedenfalls würden sie ihn nicht angreifen.

Unten im Turm blieb er stehen. Er ging noch einmal genau alles durch und dachte nach.

Die Waffen besaß er. Sie konnten ihm also nichts tun, und er hatte auch das Zeichen erkannt.

Die brennende Leuchte. Deutete sie an, daß die Vampire sich bereits auf dem Weg befanden?

Zurückgeblieben war das Rauschen des Regens. Der Donner klang weniger stark und dumpf. Die Blitze sah er nur als Widerschein und fahles Leuchten durch den Eingang dringen.

Licht brauchte er nicht. Craig kannte das Innere des Turms wie seine eigene Wohnung. Schließlich hatte er lange Jahre hier gearbeitet, so daß er kein Licht benötigte.

Zur Spitze hoch führte eine Wendeltreppe. Nach jeder zweiten Wendel besaß sie eine Plattform, auf der sich der Aufsteigende ausruhen konnte.

Das wollte der Mann nicht. Sein direkter Weg sollte ihn in den oberen Teil des Turms führen.

Wie oft hatte er hier gearbeitet, ohne einen Vampir zu sehen. Der Pater hatte sie immer bannen können.

Doch die Blutsauger warteten auf ihre Stunde.

Draußen heulte und tobte das Unwetter. Gewaltige Mengen an

Wasser wurden aus den Wolken gepreßt und prasselten auf die Erde. Meer und Himmel waren eins geworden, nur hin und wieder von langen Blitzen aufgerissen, so daß jedesmal ein heller, breiter Spalt entstand.

Auf der dritten Plattform blieb Craig Thompson stehen. Er duckte sich ein wenig und schaute sich um.

Im Mauerwerk sah er einen hellen Fleck.

Es war eine huschende Bewegung, geisterhaft und unheimlich, ein Schemen, mehr nicht.

Craig Thompson rann es kalt über den Rücken. So etwas hatte er noch nie gesehen, nicht in all den langen Jahren seiner Arbeit hier im Turm.

Ein weißer Fleck im Mauerwerk.

Ein Gesicht…

Thompson zuckte zurück, als sich seine unmittelbare Umgebung erhellte. Dafür sorgte keine Lampe, sondern allein das Gesicht in der Mauer. Es war so schrecklich, daß der alte Leuchtturmwärter es mit der Angst bekam und zurückwich.

Plötzlich dachte er nicht mehr an seine Waffen, er sah nur das schreckliche Gesicht.

Fahl und weiß leuchtete es innerhalb des Mauerwerks. Aber das war nicht alles.

Craig Thompson sah einen weit aufgerissenen Mund, aus dessen Oberkiefer zwei lange Zähne schauten, die leicht gebogen waren und nach innen gedrehte Spitzen aufwiesen.

Sie waren das Zeichen des Vampirs.

Augen leuchteten in dem Kalkgesicht. Sie waren blutunterlaufen, und ebenso blutig zeigten sich die Lippen.

Ein Bild des Schreckens, das Craig Thompson da zu sehen bekam. Das Gesicht des Blutsaugers sah aus wie eine weiß geschminkte Clownsmaske, aber es war keine Maske! Er sah genau, daß sich die blutigen Lippen bewegten. Sie schienen Worte zu formen, waren aber ebensowenig zu hören wie das Lachen des Blutsaugers.

Einen hatte er gesehen.

Sechs andere würden noch im Turm lauern.

Es stimmte.

Father Robanus hatte recht gehabt. Die sieben weißen Vampire existierten.

Craig Thompson hatte Mühe, richtig durchzuatmen. Seine Angst steigerte sich furchtbar. Er wußte nicht mehr, was er tun sollte. Seine Waffen vergaß er. Weder das Kreuz, noch den Pfahl setzte er ein, auch das Knoblauch vergaß er. Für ihn war wichtig, aus dem Turm herauszukommen und die anderen zu warnen.

Wie hatte der Pater noch gesagt?

»Unternehmt nichts allein. Wartet auf meinen Freund. Bitte!«

Dann war er gestorben.

Das Gesicht grinste ihn an. Der Unheimliche schien genau zu wissen, wer da vor ihm stand und was der andere von ihm wollte.

»Verflucht!« schrie Craig Thompson der Fratze entgegen. »Sei verflucht, du Blutbestie!«

Dann drehte er sich um. Dabei schüttelte er den Kopf, und so schnell es ging, rannte er den Weg wieder zurück.

Wie gesagt, er kannte den Turm sehr genau. Was ihm noch nie passiert war, das geschah nun. Er fand nicht jede Stufe trittsicher, verfehlte zwei hintereinander und kippte nach vorn weg. Fangen konnte er sich nicht mehr. Seine ausgestreckte Hand kratzte noch über die Wand, das war schon alles. Halt konnte er nicht mehr bekommen.

Craig Thompson stürzte.

Es war ein schwerer Fall, knochenerschütternd, und der Mann konnte einen Schrei nicht unterdrücken. In der Dunkelheit fiel er, überschlug sich, prallte mit Schultern, Hüften und Armen auf und wußte nicht, wo oben oder unten war.

Irgendwann, ihm kam es wie eine Ewigkeit vor, knallte er auf eine Plattform, und dort gelang es ihm, auch Halt zu bekommen.

An einer Eisenstange klammerte er sich fest. Er spürte das Zittern seiner Arme und hörte auch die Zähne aufeinanderschlagen.

Die Beine zog er unter großen Mühen an. Noch mehr Mühe bereitete es ihm, auf die Füße zu kommen. Er wunderte sich selbst darüber, daß er noch gehen konnte, aber er mußte ja nach unten und aus diesem verdammten Turm verschwinden. Wenn er blieb, wurde er zur Beute.

Vampire brauchten Blut.

Sein Blut würde ihnen besonders schmecken…

Deshalb mußte er weg.

Das Wissen, sich in Lebensgefahr zu befinden, mobilisierte seine Kräfte. Vielleicht wäre er sonst liegengeblieben. Nun aber stemmte er sich in die Höhe.

Als er stand, wollte er fast wieder zusammensacken. Sein Körper war mißhandelt. Es schien keine Stelle zu geben, die nicht schmerzte, und er wunderte sich darüber, daß seine alten Knochen den Sturz noch ausgehalten hatten, denn gebrochen schien nichts zu sein.

Er schaute sich um.

Das Gesicht sah er nicht mehr. Nur noch ein helles Schimmern lag auf dem Mauerteil.

Dann ging er bis zum Geländer vor und schaute den Treppenschacht hoch. Die Zeit wollte er sich noch nehmen und bekam eine Bestätigung.

Kein Gesicht sah er genau.

Aber den Widerschein dieser weißen Fratzen.

Sieben weiße Vampire!
Die Geschichte hatte nicht gelogen.
Das Herz des Mannes schlug schneller. Bis oben in der Stirn spürte er das Klopfen. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu, so daß er Mühe mit der Atmung hatte. Sein Hinuntergehen glich mehr einem Taumeln. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten, aber er stolperte diesmal nicht.
Unangefochten erreichte er den Grund des Turms und damit auch den Ausgang.
Viel konnte er nicht sehen. Der Regen fiel noch immer vom Himmel. Die Nacht war in einen grauen Vorhang aus Wasser gehüllt.
Craig Thompson taumelte durch den schmalen Eingang. Er drehte sich dabei nach links. Seine Beine wollten nachgeben, und mit dem Rücken rutschte er an den rauhen Steinen des Turms entlang.
So dicht wie aus einer Dusche kam der Regen, er klatschte in das Gesicht des Mannes. Und in seiner Nähe raste ein gewaltiger Blitz aus den Wolken.
Er traf nicht den Turm, sondern jagte in den Sand, aber er erhellte für eine halbe Sekunde die nähere Umgebung, riß den Turm aus der Düsternis, und hätte Craig Thompson jetzt einen Blick in die Höhe geworfen, wäre ihm vielleicht das Herz vor Schreck stehengeblieben.
Aus den Fensterluken ragten Arme.
Gespenstisch sahen sie aus. Weiße, lange Arme mit gekrümmten Händen, deren Finger sich bewegten, Klauen bildeten und sich wieder öffneten, um mit dem Spiel von vorn zu beginnen.
Es war grauenhaft…
Und die unterste Luke war ebenfalls besetzt. Sie befand sich dicht in Craig Thompsons Nähe, der gebückt auf dem Fleck stand, verzweifelt Luft holte und dabei das Wasser spürte, das aus den Wolken fiel und in sein Gesicht hämmerte.
Ja, es waren regelrechte Hammerschläge, die ihn trafen. Völlig durchnäßt war er, drehte jetzt ein wenig den Kopf und tat genau das Falsche. Er geriet somit in die unmittelbare Nähe der Knochenhand.
Thompson sah noch einen weißen Schimmer, erschrak, ahnte die Gefahr und wollte weg.
Dazu kam er nicht mehr. Seine Reaktionen hatten durch den Sturz schwer gelitten.
Die Klaue griff zu.
Und sie bekam den Hals des Mannes zu fassen!

***

Wir waren mit großer Besetzung gekommen! Damit meine ich Suko, Pater Ignatius und meine Wenigkeit.
Diesmal hatte mich Pater Ignatius alarmiert. Kaum waren wir aus

Irland zurückgekommen, da traf bereits die Nachricht ein, die uns elektrisierte.

Mein Freund, der Pater, hatte einen Hilferuf bekommen. Von einem Mitbruder, dem Pater Robanus. Dieser fromme Mann wußte genau, daß etwas geschehen war.

Etwas Grausames, Schlimmes, denn sieben Vampire warteten auf ihre Befreiung.

Weiße Vampire!

Von ihnen hatte ich noch nie etwas gehört. Ich konnte mir überhaupt kein Bild von ihnen machen, und Suko erging es ähnlich.

Auch er wußte damit nichts anzufangen. Pater Ignatius brauchten wir erst nicht zu fragen, er hatte ebenfalls nichts von ihnen gehört.

Der Pater war ein besonderer Mann. In einem Kloster in den schottischen Bergen lebte er und übte dort auch die Aufgabe als Schmied aus. Denn kein Geringerer als Pater Ignatius stellte und weihte meine Silberkugeln, die ich für die Beretta benötigte.

Der Pater und all seine Mitbrüder im Kloster wußten genau, daß es Dinge auf der Welt gab, die von der Hölle oder anderen Kräften gesteuert wurden. Er selbst war schon mehrere Male in schreckliche Fälle hineingeraten und hatte sein Leben riskiert, um für die Sache des Guten zu kämpfen.

So hatte er die Horror-Reiter ebenso überstanden wie auch das Auftauchen der Lady X, als sie versuchte, an geweihte Silbermunition für ihre Waffe zu gelangen.

Das Alter des Paters war schwer zu schätzen. Er konnte 50, aber auch 60 Jahre alt sein. Jedenfalls hatte er sich ausgezeichnet gehalten, und innerhalb des Klosters ging er tagtäglich seiner Arbeit als Schmied nach. Er war nicht nur für die Herstellung geweihter Silberkugeln verantwortlich, sondern auch für andere, normale Dinge, die im täglichen Betrieb des Klosters anfielen.

Natürlich hatte er uns einige geweihte Kugeln mitgebracht. Wir waren für die nähere Zukunft wieder versorgt.

Näheres wußte der Pater auch nicht. Ihm war nur bekannt, daß es um weiße Vampire ging und er sie mit uns gemeinsam stellen wollte.

Zwischen Schottland und den Orkney-Inseln gibt es zahlreiche kleine Eilande. Vergessene Flecken im Meer, manchmal auch von den Bewohnern verlassen, weil der Boden dieser Insel nichts mehr hergab, was ihren Lebensunterhalt garantierte. Selbst das Gras war für die Schafe zu mager. Eine windige Ecke. Im Herbst und Winter von zahlreichen Stürmen durchtost. Rauh das Klima, verschlossen auch die Menschen.

Auf einer dieser Inseln, sie gehörte zu den größten und hieß Hay Island, sollte sich unser Ziel befinden.

Es war ein Leuchtturm.

Mehr wußten wir nicht, mehr brauchten wir auch nicht zu wissen. Die Insel konnte man sowieso nur vom Meer her anlaufen.

Und das taten wir.

Unser Boot war seefest, das jedenfalls hatte man uns versichert, und es mußte auch seefest sein, denn wir gerieten in einen Sturm, der sich gewaschen hatte.

Urplötzlich änderte sich das Wetter. Die drückende, für diese Gegend völlig unnormale Schwüle verschwand, der Himmel verwandelte sich, wurde dunkelgrau, und die Wolken schimmerten an ihren Rändern in einem schwefelgelben Farbton.

Es war unheimlich, dies mitansehen zu müssen. Unser Kapitän, allein lenkten wir das Boot nicht, zog ein bedenkliches Gesicht. Er sagte nur wenig und ordnete an, das Boot sturmfest zu machen.

Eine Heidenarbeit. Alles stehende Gut mußte angebunden und festgezurrt werden, und wir alle packten kräftig mit an, auch Pater Ignatius. Er war sogar einer der eifrigsten.

Das war gut so, denn von einer Sekunde zur anderen verwandelte sich das wogende Meer in eine kochende Hölle!

Der Wind fiel wie mit tausend Armen versehen aus dem Himmel, er griff in das Wasser, jagte die lange Dünung hoch und wallte sie zu gewaltigen Wogen auf, die wie große Berge hintereinanderliefen und auf unser Schiff zurollten.

Es bekam die ersten Stöße ab. Wir standen auf der Brücke. Der Kapitän hatte den Kahn noch nicht richtig unter Kontrolle bekommen und mußte gegensteuern. Trotzdem konnte er nicht vermeiden, daß wir durcheinandergewirbelt wurden.

Ich sah plötzlich Pater Ignatius unfreiwillig auf mich zukommen, breitete die Arme aus und fing den kräftigen Körper des Geistlichen auf. »Sorry«, entschuldigte er sich, während ich an seiner Schulter vorbeischaute und Suko sah, der auch Schwierigkeiten mit seinem Gleichgewicht bekam. Er schaffte es jedoch, sich auf den Beinen zu halten, und winkte mir sogar zu.

Der Kapitän hieß Mac Dillon. Ein alter Seebär, der das Meer kannte und ihm trotzte.

Er fluchte ein paarmal, schimpfte auf die Wellen, aber er bekam das Boot unter Kontrolle.

Unser Schiff war ziemlich leicht. Allerdings sollte es unsinkbar sein, wie man uns versichert hatte. Und Kapitän Mac Dillon vertraute auch darauf.

Ich schaute durch das Sichtfenster der Brücke, während ich mich gleichzeitig breitbeinig aufgestellt hatte. Die Wogen rollten heran.

Berge aus Wasser und Schaum. Sie fielen auf uns mit einer zerstörerischen Wucht herab, als hätten sie Hämmer und Meißel, um die Aufbauten zu zertrümmern.

Grau, grün und weiß kochte die See. Der Wind heulte. Er pfiff sein Lied, und der Küstenstreifen von Hay Island war längst verschwunden. Dann öffneten die über uns segelnden Woiken ihre Mäuler und entließen den Regen. Gleichzeitig begann das Gewitter.

Es war ein Unwetter, das sich über unseren Köpfen regelrecht austobte. Blitz und Donner, Regen und Wind, sie alle vermischten sich zu einem wütenden Inferno, in dem wir uns unendlich klein vorkamen. Das Boot glich mehr einer Nußschale, wenn es von den Brechern überspült und von anderen Wellen in die Höhe gehoben wurde.

Ich wandte mich an den Kapitän. »Können Sie den Kurs noch halten?«

Er winkte nur lässig ab. So ein Wetterchen schien diesem Seebären überhaupt nichts auszumachen. Er war auf den Orkney-Inseln groß geworden. Der Sturm gehörte zu seinem Begleiter. Für ihn mußte es noch dicker kommen, damit er die Übersicht verlor.

Ich verlor allmählich mein Wohlbefinden. Obwohl ich schon öfter mit einem Schiff über das offene Meer gefahren bin, vertrug mein Magen diese Schaukelei überhaupt nicht.

Pater Ignatius erging es noch schlechter. Er hatte sich hingehockt und hielt beide Hände gegen den Bauch gepreßt. Nur Suko hielt sich tapfer.

»Wir haben Nachtgläser«, sagte der Kapitän. »Damit müßten Sie auch bei diesem Sturm die Insel sehen können.«

»Halten Sie denn genau darauf zu?« fragte Suko.

»Ja.«

»Und wo sollen wir an Land?«

Mac Dillon verzog sein wetterbraunes Gesicht in die Breite. »Es gibt genügend Buchten und Einschnitte, die ich genau kenne. Auch in der Nähe des Leuchtturms.«

»Und bei Sturm?« meldete ich mich.

»Sind sie auch geschützt.«

Ich konnte nur hoffen, daß der Kapitän recht behielt. Er hatte selbst den Vorschlag mit den Nachtgläsern gemacht. Ich nahm mir eins und schaute durch.

Auch Suko griff zu einem Glas, während Pater Ignatius weiterhin gekrümmt dasaß und seine Hände gegen den Magen preßte. Eine Tüte hatte er sich bereits genommen.

Breitbeinig hatte ich mich aufgebaut. Ich hätte sonst den Stand verloren und wäre schwer gestürzt.

Es war schwer, etwas zu erkennen. Die Brecher schlugen wie wilde Peitschen über dem Schiff zusammen. Wenn wir in ein Wellental hineinrasten, sah ich nur die Wasserwände vor mir, Ich mußte mich auf den Zeitpunkt konzentrieren, wenn es dem Schiff gelang, für

wenige Sekunden auf einem Wasserkamm zu reiten.

Das geschah bald.

Es war ein ausgezeichnetes Glas. Was ich mit dem bloßen Auge nicht hatte sehen können, erkannte ich nun mit Hilfe der Optik.

Trotz der Dunkelheit sah ich den Küstenstreifen und davor ein nie abreißendes Schaugebilde, das entstand, wenn die heranrollenden Wellen gebrochen wurden, wobei die Gischtfahnen in die Höhe schleuderten.

Allerdings glaubte ich, rechts von mir etwas Gelbes schimmern zu sehen.

Suko hatte es ebenfalls entdeckt. »Ein Licht, John!«

Ich drehte meinen Kopf ein wenig, regulierte noch die Optik und sah es jetzt besser.

In der Tat leuchtete dort ein Licht.

Es gehörte zum Turm, was uns der Kapitän auch sehr bald bestätigte. Er fügte noch etwas hinzu. »Mich wundert es, daß der Turm in Betrieb ist.«

»Wieso?«

»Er ist schon seit einiger Zeit verlassen.«

»Vielleicht wegen des Sturms«, vermutete Suko.

»Kann natürlich möglich sein, aber ich will nicht so recht daran glauben. Das ist noch nie geschehen, denn wir haben in dieser Kante oft genug Sturm.«

Es war wirklich seltsam, daß ausgerechnet jetzt das Licht eingeschaltet worden war, aber ich dachte nicht näher darüber nach, sondern sah zu, den Leuchtturm in die Optik zu bekommen.

Dies war schwer genug. Er schien sich laufend zu bewegen. Einmal wuchs er hoch, dann wieder nach unten. Aber nicht er bewegte sich, sondern unser Schiff.

Wieder nahm uns das Wasser die Sicht. Wir jagten in ein Wellental hinein, wurden überschwemmt und mußten zunächst einmal abwarten, bis wir wieder auf dem Kamm »ritten«.

Diesmal hatte ich mich schon vorbereiten können. Als unser Boot in die Höhe gehoben wurde, war meine Sicht gut. Zwar nicht klar, aber ich konnte den Turm erkennen, und ich sah noch mehr.

Etwas Weißes ragte aus seinem Mauerwerk hervor. Es erinnerte mich an helle Schlangen, vielleicht waren es auch Arme.

Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden. Ein schäumender Wasserwirbel nahm uns die Sicht.

Ich ließ das Glas sinken, schaute auf Suko und erkannte, daß er ebenfalls nicht mehr durch die Optik blickte, sondern mich anstarrte.

»Was ist los?« fragte ich.

»Die Arme, John, hast du sie auch gesehen?«

»Klar.«

»Sie waren weiß«, sagte er.

»Und mein Freund, Pater Robanus, hat von weißen Vampiren gesprochen«, meldete sich Father Ignatius aus dem Hintergrund.

Seine Stimme klang seltsam gepreßt. Als ich mich drehte, schaute ich in sein weißes Gesicht. Im Licht der Brückenbeleuchtung wirkte er wie eine lebende Leiche. Die Tüte besaß ebenfalls schon einen Inhalt.

Es ging wieder aufwärts. Sofort suchte ich die Gegend mit dem Fernglas ab und bekam abermals die Arme ins Blickfeld.

Aber noch etwas sah ich.

Einen Mann.

Mein Blickwinkel war besonders günstig, denn eine Welle hatte uns sehr hoch getragen, so daß ich schräg bis auf den Boden schauen konnte und den Mann sah.

Er kämpfte verbissen, wobei er sich in einer lebensgefährlichen Lage befand, denn einer der aus der Luke hervorstoßenden Arme hielt ihn umklammert.

Und wir wurden Zeugen dieses grausamen Mordes…

***

Zunächst hatte es Craig Thompson nicht glauben wollen. Erst als er den Druck an seinem Hals spürte, wußte er, daß irgend etwas Schlimmes geschehen war.

Etwas hielt ihn fest.

Er würgte, drückte seinen Oberkörper nach vorn, spürte die Wand des kalten Wassers, die gegen ihn hämmerte, bewegte seine Beine und versuchte, dem Grauen zu entkommen.

Er hatte keine Chance. Zu hart, zu gnadenlos wurde er von der knöchernen Klaue festgehalten, so daß seine sich bewegenden Beine ins Leere traten.

Die Angst war ebenfalls mit einer Welle zu vergleichen. Sie toste wie schäumendes Wasser in ihm hoch, er hatte seinen Mund weit aufgerissen und schaffte es dennoch nicht, Atem zu holen.

Die Klaue schnürte ihm die Luft ab.

Unter großen Mühen war es ihm schließlich möglich, den Kopf zu drehen. Er wandte ihn nach links und schielte an der Turmwand hoch.

Ein zweiter Arm geriet in sein Blickfeld. Er schaute aus einer Luke, die über der untersten lag, und er war geknickt, so daß seine Hand nach unten wies.

Dabei bewegten sich die weißen, langen Finger wie die eines Klavierspielers, der noch einmal seine Hände auf die richtige Geschmeidigkeit überprüfte.

Sieben Vampire!

Vielleicht vierzehn weiße Arme?

Für Craig Thompson wurde es zu einer Tortur. In den letzten

Sekunden seines Lebens begriff er, daß Pater Robanus mit seiner Warnung recht behalten hatte.

Nun war er gestorben, und die sieben Vampire hatten freie Bahn.

Ihr Gegner existierte nicht mehr. Endlich konnten sie ihre Höhlen verlassen und ihrem unheilvollen Trieb folgen.

Als letztes in seinem Leben nahm Craig Thompson noch die gewaltige Regenwand wahr, die sich auf ihn niederlegen wollte. War sie bisher grau gewesen, so änderte sich nun ihre Farbe. Sie dunkelte ab, wurde zu einem tiefen Schwarz. Das allerdings waren bereits die Schatten des Todes, die sich über den Mann legten.

Craig verlor sämtliches Gefühl. Seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen, er knickte ein, und nur noch die Klaue hielt ihn fest.

Dann ließ auch sie ihn los.

Schwer stürzte der Körper zu Boden. Mit dem Gesicht nach unten blieb er liegen, und der Regen strömte in wahren Sturzbächen auf die einsame Gestalt, während Blitz und Donner die Luft zerrissen, als wären sie die Vorboten des Teufels.

Im Turm tat sich etwas.

Zuerst zogen sich die Hände zurück. Dies geschah wie auf einen geheimen Befehl hin. Fast gleichzeitig verschwanden die sieben Arme, so daß die Luken wieder normal aussahen und dabei wie nasse, viereckige Augen wirkten.

Ein Mörder war nicht zu sehen, aber im Turm tat sich einiges.

Durch den Mord war etwas in Gang gesetzt worden, das nun niemand mehr stoppen konnte.

Schwarze Magie fand ihren Weg.

Die dicken Mauern des Turms dämpften die Geräusche des Unwetters. Nur das Donnern hallte hin und wieder nach, und es wirbelte als Echo durch das kahle Innere.

Manchmal drang auch der Widerschein fahler Blitze durch die Lukenfenster, erhellte für eine kaum meßbare Zeitspanne das Turminnere und zeichnete sich auch an der Wand ab.

Dort befanden sich die Gesichter.

Sieben an der Zahl!

Gefährliche weiße Fratzen mit blutunterlaufenen Augen und blutigen Mäulern.

Weit hatten die Vampire die Mäuler aufgerissen. Schreie drangen aus ihnen hervor. Es war nichts anderes als die wilde Gier nach dem Blut, die sie so handeln ließ.

Lange genug hatte man sie verbannt. Das würde sich nun ändern.

In den toten Turm geriet Leben. Ein Leben, wie es schlimmer nicht sein konnte.

Unheimlich, längst vergessen, aber wiedererweckt worden. Fahle Fratzen, die es in der Wand nicht mehr aushielten und ihren Weg ins

Freie suchten.

Ein Ächzen lief durch das Gestein, zu vergleichen mit einem gewaltigen Zittern oder einem keuchenden Atem, der das Gemäuer durchwehte.

Die Macht des Unwetters schien die alten Steine aus ihren Fugen reißen zu wollen. Aber es waren nicht die äußerlichen Kräfte, die sich dafür verantwortlich zeigten, sondern andere. Sie wohnten innerhalb der Mauern, und sie spürten, daß der alte Bann nun endgültig gebrochen war.

Frei!

Sie kamen frei!

»Aaauhhhh…« So gellte es schaurig durch den Leuchtturm. Und jeder Buchstabe schien nach dem menschlichen Blut zu lechzen, denn nach nichts anderem stand ihnen der Sinn.

Sie waren kurz vor dem Verdursten gewesen, und der erste schaffte es bereits. Auf der ersten Plattform stand eine unheimliche Gestalt. Sie wirkte wie ein Gespenst, weil sie so kalkweiß war,, aber Gespenster waren durchsichtig, dieses Wesen nicht.

Es besaß einen Körper.

Er sah aus wie mit Kalk eingerieben. Vom Kopf bis zu den Fußspitzen. Die Augen in dem Gesicht aber wirkten wie zwei rote, warnende Leuchten, denn sie waren blutunterlaufen.

Ebenso der Mund.

Ein Oval aus Blut, wobei an der unteren Seite ein Streifen verlaufen war und seinen Weg in Richtung Kinn gefunden hatte, wo er allmählich versickerte.

Besonders fielen die beiden blutigen Zähne auf, die aus dem Oberkiefer wuchsen und einen scharfen Kontrast zu der Farbe des Oberkörpers bildeten.

Ein schauriges, unheimliches Bild. Die langen Arme hielt die Gestalt vorgestreckt. Sie kamen dem Betrachter wie Fühler vor, die irgendwelche Hindernisse, ob sichtbar oder unsichtbar, abtasten wollten.

Einen Moment zögerte die Gestalt. Sie drehte den Schädel, schaute sich um, und ein Schütteln durchlief ihren. Körper.

Es war das Signal.

Nichts hielt die Gestalt mehr auf der Plattform. Mit zielsicheren Schritten bewegte sie sich nach unten, nahm Stufe für Stufe und näherte sich dem Ausgang.

Nicht ein Geräusch war zu hören, zudem toste draußen das Unwetter. Es dauerte nicht lange, da hatte der weiße Vampir den Ausgang erreicht und huschte lautlos nach draußen.

Dort traf ihn der Regen.

Es war Fließwasser, aber nicht so stark und so viel, daß es für ihn

hätte tödlich sein können. Der Vampir setzte seinen Weg fort, und seine Gestalt verschwamm mit dem Regenwasser.

Jetzt wirkte er wie ein Gespenst, und er drehte sich nicht einmal um, als seine sechs Brüder den Turm verließen.

Die weißen Vampire hatte nichts mehr halten können. Weder ein Fluch noch ein Bann.

Sie hatten freie Bahn. Die Insel sollte nun ihnen gehören, so, wie es schon einmal der Fall gewesen war…

***

Es war zum Verzweifeln!

Da schauten wir einem schrecklichen Mord zu und waren zuweit entfernt, um eingreifen zu können.

Außerdem spielte uns die See einen Streich. Immer wieder fiel das Boot in ein Wellental, so daß unsere Sicht verdeckt war.

Der Kapitän wußte nicht, was wir sahen. Er starrte nur auf das Meer und konzentrierte sich auf das Lenken des Schiffes.

Dann, als das Schiff wieder einmal in die Höhe gehoben wurde, sahen wir den Turm für einen Moment scharf.

Aber ohne Hände!

Sie waren verschwunden, hatten sich zurückgezogen und ein Erbe hinterlassen.

Einen Toten!

Brecher liefen jetzt an. Wir waren der Küste sehr nahe gekommen. Hier existierten Strudel und Untiefen. Auch wuchsen bereits die ersten Felsen dicht unter der Wasserfläche. Sie brachen die Wellen, machten sie noch unberechenbarer, und wenn sie das Schiff trafen, dann schüttelten sie es durch wie eine Nußschale.

Allmählich bekam ich Angst.

Nicht so sehr vor dem, was uns auf der Insel erwartete, sondern vor der Landung. Vielleicht schaffte Mac Dillon es gar nicht, den natürlichen Hafen anzulaufen, von dem er gesprochen hatte.

Auch Suko und ich mußten uns festklammern. Zu unberechenbar waren die Wellen. Manchmal wurden wir sogar überspült. Da fielen die gläsernen Berge über der Brücke zusammen und verliefen nur allmählich zu schaumigen Streifen.

Das Schiff schien wirklich unsinkbar zu sein. Normalerweise hätten wir schon auf dem Meeresgrund liegen müssen.

Mac Dillon schüttelte den Kopf. Das kam bei ihm höchst selten vor, und ich setzte sofort eine Frage nach.

»Was ist los? Schaffen wir es nicht?«

»Wir treiben zuweit ab. Es wird sehr schwer sein.«

»Wenn das Risiko zu groß ist…«

»Nein, nein, Mr. Sinclair, das geht schon in Ordnung.«

Von nun an ließ er sich nicht stören.

Auch wir starrten auf die kochende See. Erkennen konnten wir so gut wie nichts, nur die schaumigen Streifen. Quirlen und Tosen, Schmatzen und Gurgeln waren zu hören.

Ich warf einen besorgten Blick auf Pater Ignatius. Er hockte noch immer gekrümmt auf seinem Stuhl und hielt die Tüte gegen seine Lippen gepreßt. Für ihn war die Reise zu einer Tortur ersten Ranges geworden. Ich bedauerte ihn.

Mir ging es zwischen schlecht und mittelprächtig, aber ich konnte es noch aushalten. Wir hüpften, tanzten und schleuderten über die Wellen wie ein breiter Korken.

Und dem Kapitän gelang tatsächlich das Unmögliche. Er erreichte trotz schlechter Wetterverhältnisse eine Kursänderung. Unter Donner, Blitz und Regenschauern erreichten wir die Küste und auch den natürlichen Hafen, die kleine Bucht, durch deren zum Meer hin offenen Mund wir förmlich in sie hineingespült wurden.

Sofort gerieten wir in ruhigeres Gewässer. Wir drehten uns zwar noch ein paarmal, doch große Gefahren bestanden nicht mehr.

Hinter uns tosten die Wellen. Sie wurden schon vor dem Eingang gebrochen, das meiste erreichte uns gar nicht erst.

Irgendwie kamen wir auch an Land. Die Kutte von Pater Ignatius klebte an seinem Körper. Ich mußte den alten Freund stützen, während der Regen vom Himmel strömte und uns bis auf die Haut durchnäßte.

Noch immer spalteten helle Blitze den Himmel, grollte der Donner, aber wir befanden uns auf der Insel.

Und das war am wichtigsten.

Mac Dillon hatte seinen Job eigentlich beendet. Er konnte wieder zurück zum Stützpunkt, wollte aber noch warten, bis sich das Wetter beruhigt hatte.

Wir näherten uns dem Strand, d. h., wir mußten uns über Felsen vorwärtskämpfen, die sehr glatt waren und von anrollenden Wellen immer überspült wurden.

Schließlich hatten wir die Stelle erreicht, wo uns die Wellen aus der Bucht nicht mehr erreichen konnten und wir nur noch von oben naß wurden.

Ich warf einen Blick zum Himmel.

Da war überhaupt nichts zu sehen.

Alles dunkel, grau in grau. Eine Suppe ohne Wolken, Mond oder Sterne.

Suko dachte schon wieder praktisch. Er streckte den Arm aus, deutete nach links und sagte: »Der Leuchtturm muß dort liegen.«

»Warte erst einmal, wie es Pater Ignatius geht.«

»Sorry, ich vergaß.«

Wir hatten uns eine relativ geschützte Stelle gesucht, wo wir von einem überhängenden Felsen gedeckt wurden. Leider fiel der Regen nicht nur senkrecht nach unten, er kam auch von der Seite, und der steife Wind blies die Fontänen unter den Felsen, so daß wir ebenfalls etwas mitbekamen.

Das Gewitter war weitergewandert. Nur noch ein fernes Grummeln wehte über den Himmel und vermischte sich mit dem Rauschen des Regens.

Pater Ignatius hockte am Boden und atmete durch den offenen Mund. Sein Gesicht war nicht nur regen-, sondern auch schweißnaß, aber er besaß eine eiserne Konstitution. Als ich ihm die Hand reichen wollte, schüttelte er den Kopf.

»Laß mal, John, das schaffe ich.«

Tatsächlich kam er auf die Beine, blieb stehen und lächelte uns an. »Wo geht es zum Leuchtturm?«

»Dort entlang«, erklärte Suko. Er ging vor, während wir in seinem Kielwasser liefen.

Es war mehr ein Balancieren. Ich hoffte, daß wir die Felsen in Ufernähe bald hinter uns gelassen hatten, gingen zunächst einmal höher und merkten wieder die Gewalt des Sturmes.

Der Regen hatte das Gestein zu einer glatten Falle gemacht. Mehr als einmal rutschten wir aus, aber wir hielten uns gut. Schließlich stießen wir auf einen schmalen Pfad. Suko hatte ihn dank seiner Falkenaugen gesehen.

Diesem Weg folgten wir und gelangten auf einen langen Strandhang, der mit hartem Gras bewachsen war, das der Wind kämmte und dem Boden entgegendrückte.

Auch der Regen ließ nach.

Nur noch Sprüh wirbelte aus den tief liegenden Wolken. Hinter uns toste das Meer. Die Blitze waren zu einem fernen Wetterleuchten abgeflacht, der Wind aber blies. Er drang durch unsere nasse Kleidung und ließ uns frösteln.

Natürlich suchten wir den Turm. Da das Licht nicht mehr brannte, war es schwer, ihn auszumachen. Irgendwann, als wir ein ziemliches Stück gewandert waren, entdeckten wir ihn.

Wie ein breites Rohr stach er in den Himmel.

Düster und gefährlich sah er aus, auch wenn keine Arme aus den Luken schauten.

Wir blieben stehen. Pater Ignatius hielt die Hände übereinandergelegt und starrte nach vorn. »Dort muß das Grauen gewohnt haben«, sagte er mit leiser Stimme.

Niemand von uns widersprach. Wir gingen weiter, sanken in den weichen Boden ein, durchwateten Pfützen und merkten erst jetzt, daß der Turm einen noch größeren Umfang besaß, als wir angenommen

hatten.
Er war gewaltig.
Den Toten sahen wir zur gleichen Zeit. Er lag dicht neben dem Eingang und mit dem Gesicht nach unten.
Als wir neben ihm stehenblieben, schlug Father Ignatius ein Kreuzzeichen und murmelte ein Gebet.
Wir ließen ihn. Mein Blick wanderte zuerst über das graue Meer und dann auf das Innere der Insel zu. Ich sah kein Haus, keinen Ort, nicht die geringste Spur von menschlichem Leben. Dennoch lebten auf der Insel Menschen.
Einige wenige hielten es aus. Zumeist alte Menschen, die den Sprung nicht mehr schafften.
Suko drehte den Mann herum. Wir hatten von Vampiren gehört und untersuchten den Toten deshalb genau. Er hatte keinerlei Bißstellen am Hals. Von Blutsaugern war er nicht angegriffen worden.
Gemeinsam trugen Suko und ich den schon älteren Mann in den Turm, wo wir ihn in die Dunkelheit nahe der Treppe betteten.
Dann untersuchten wir den Turm. Suko und ich hatten Taschenlampen mitgenommen. In ihrem Licht stiegen wir die Stufen hoch.
Pater Ignatius befand sich immer bei uns. Seine Hand umkrampfte das einfache Holzkreuz, auf das er sich verließ.
Es gab überhaupt keine Spuren, die auf irgendwelche Blutsauger hingedeutet hätten.
Wieder unten angekommen, schauten wir uns an und hoben die Schultern. »Hätte ich die Arme nicht gesehen«, so sagte Suko, »würde ich direkt an eine Täuschung glauben.«
Da stimmte ich ihm zu.
»Wir haben sie gesehen«, erklärte Pater Ignatius. »Sie waren also hier, und wir können davon ausgehen, daß sie den Turm verlassen haben.«
»Und wir müssen sieben weiße Vampire suchen«, sagte ich.
»So sieht es aus, John!«
»Wo fangen wir an?« fragte Suko.
»Wir sollten zunächst einmal Kontakt mit den Bewohnern der Insel aufnehmen. Die können uns sicherlich mehr sagen. Vor allen Dingen müssen wir erfahren, was mein alter Freund Pater Robanus herausgefunden hat. Vielleicht gibt es Unterlagen.«
Der Vorschlag war gut. Ich wollte jedoch wissen, was Pater Robanus überhaupt auf der Insel getan hatte.
»Die Seelsorge. Und das seit über fünfzig Jahren. Er verließ das Kloster, weil er das Wort Gottes in die Welt tragen wollte. Auf dieser kleinen Insel ist er gelandet und auch geblieben. Einmal im Jahr kehrte er in das Kloster zurück. Dort berichtete er über seine

Erfahrungen auf der Insel und auch von dem Bann.«

»Der sieben Vampire«, ergänzte ich.

»Ja, er erzählte uns in Stichworten darüber. Wir fragten aber nie näher, weil es auch keiner so recht glaubte. Er war nur der Meinung, daß er hoffentlich noch Jahre leben würde. Solange er existierte, hielten sich die Vampire zurück. Jetzt ist er tot.«

»Und die Blutsauger sind da«, sagte Suko.

»Davon müssen wir ausgehen.«

Ich holte tief Luft. Sieben weiße Vampire. Was steckte dahinter?

Wollten sie Blut oder etwas anderes?

»Hat es Sinn, bei diesem Wetter noch loszugehen?« stellte Suko eine berechtigte Frage.

Wir stimmten ab und waren alle drei dafür, den Rest der Nacht im Turm zu verbringen.

Zusammen mit der Leiche…

***

Sie waren frei und unterwegs!

Lange genug hatte sie der Bann in den Mauern des alten Turms festgehalten, nun würden sie die Insel zu ihrem Land machen und ihr den Stempel aufdrücken.

Sieben Vampire schlichen durch die Nacht.

Unheimlich sahen die Gestalten aus. Sie wurden von den dünnen Regenschleiern umtanzt und wandten sich dorthin, wo sie einmal gewohnt und gelebt hatten.

Es war die Burg.

Finster, verfallen, unheimlich. Ein Mahnmal an die übrigen Bewohner der Insel, die dieses Gemäuer fürchteten, denn der Terror der sieben war noch nicht vergessen.

Sicherlich wußten die Bewohner der Insel, daß der alte Bann gebrochen war. Aber es ließ sich niemand sehen. Die Menschen blieben in den Häusern. Vielleicht hockten sie hinter den alten Steinöfen, hielten Kreuze umklammert und beteten.

Den Vampiren war es egal.

Noch wollten sie die Menschen in Ruhe lassen. Für sie war wichtig, die Burg zu betreten, denn dort hatten sie als Menschen gewohnt, bis zu dem Tag, als man sie zu Schwarzblütlern, Wiedergängern oder Geschöpfen der Nacht machte.

Mit traumwandlerischer Sicherheit fanden sie den Weg zur Burg.

Unheimlich wirkten sie in der Düsternis. Gespenstische Gestalten, die stumm waren und auch keinen einzigen Laut verursachten, als sie ihren Weg zur Burg nahmen.

Niemand hatte sich um das Gemäuer gekümmert. Ein Flügel war eingefallen, der andere stand noch. Er war der wichtigere von beiden,

denn in ihm befanden sich die Räume der weißen Vampire und auch die Blutkeller, wie sie sie immer nannten.

Und durch sie sollten bald wieder die Schreie der gepeinigten Opfer gellen.

Von den meisten Menschen auf der Insel war die Burg gemieden worden. Man wollte nicht an die Wesen erinnert werden, die einmal dort gehaust und großes Leid gebracht hatten. Im alten Leuchtturm waren sie besser aufgehoben, dafür hatte Pater Robanus gesorgt.

Nun lebte er nicht mehr, und die Menschen hatten Angst.

Das wußten auch die sieben Vampire, als sie sich der Burg näherten. Niemand begegnete ihnen, keiner lauerte in der Nähe, um sie zu beobachten, obwohl die Leute Bescheid wußten.

Seit dem Tode des Paters ging die Angst auf Hay Island um.

Die Wege zur Burg hin existierten nicht mehr. Sie waren zugewachsen. Wo sich früher ein Garten befunden hatte, weideten oft Schafe. Es war auch niemand da, der einen Garten hätte pflegen können.

Am Himmel spielten sich gespenstische Szenen ab. Wolken jagten hintereinander her. Dicke graue Bälle, vom Wind getrieben und zu seltsamen Figuren geformt.

Hin und wieder, wenn es besonders blanke Stellen gab, dann sahen die sieben Blutsauger einen fast vollen Mond. Das war für sie natürlich ideal.

Es gab kein Tor mehr, das den Eingang verschlossen hätte. Es war im Laufe der Zeit verfault oder herausgebrochen worden. Die sieben weißen Vampire konnten den Burghof betreten und sahen auch hier den Verfall. Unkraut überwucherte die Mauer. Aus den Fenstern war das Glas gefallen. In den leeren Löchern hockten die Vögel der See und nisteten dort.

Ein Spiel aus Schatten und fahlem Mondlicht geisterte über die Ruine. Dazu sang der Wind in den Höhlen, Ritzen, Spalten und Öffnungen. Es regnete nicht mehr. Auch das Gewitter war weder zu hören noch zu sehen. Nicht einmal mehr ein fernes Wetterleuchten.

Die Temperatur war stark gefallen. Das merkten die sieben Blutsauger nicht. Ihnen war es egal, ob Menschen unter Hitze stöhnten oder vor Kälte klapperten, so etwas störte sie überhaupt nicht.

Wenn sie sich auf dem Burghof bewegten, wirkten sie wie geisterhafte Wesen, die irgend jemand hell angemalt hatte.

Ein gespenstisches Bild, denn sie hatten sich geteilt und suchten jeder an einem bestimmten Fleck. Sehr schnell bewegten sie sich nicht. Eher schwankend und zögernd, als würde ihnen noch die nötige Kraft fehlen, um all ihre Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Schließlich hatten sie gefunden, was sie suchten. In einem alten, halb zusammengebrochenen Schuppenbau sahen sie Hacken und Schaufeln

liegen. Damit bewaffneten sie sich.

Aus ihren blutigen Augen starrten sie diese Werkzeuge an, bevor sie sich umdrehten und durch das Hauptportal die stockfinstere Burg betraten. Auch hier hatte der Zahn der Zeit an den Mauern genagt. Fenster waren keine vorhanden, die Einrichtung war verschwunden. Wahrscheinlich hatten die Bewohner sie mitgenommen.

Den sieben Vampiren machte es nichts aus. Sie wollten die Burg als ihr Hauptquartier benutzen und vor allen Dingen in die Verliese.

Für diesen Weg brauchten sie die Schaufeln und Hacken.

Die sieben Gestalten hatten schon richtig getippt. Der Weg zum Keller war durch allerlei Geröll und Schutt versperrt.

Es würde lange dauern, bis sie ihn weggeschafft hatten. Doch sie besaßen Zeit.

Die Menschen liefen ihnen nicht weg.

***

Wir hatten eine unheimliche Nacht verbracht.

Unheimlich, wenn ich an die Geräusche dachte. Es war nie still im Turm. Irgendwo bewegte sich und knackte immer etwas. Auch jaulte der Wind, wenn er durch die Luken fuhr und in den alten Turm hineinstrich. Es hörte sich jedesmal an, als wären zahlreiche Flötenspieler am Werk.

Der Pater hielt sich ausgezeichnet. Seine »Krankheit« hatte er überwunden, und er schlief sogar einige Stunden.

Auch ich nickte ein, wurde aber schnell aus dem Schlaf gerissen, wenn ich ein Geräusch vernahm, das mich störte.

Es war ein unruhiges Schlafen, und als der Morgen graute, fühlte ich mich richtig kaputt.

Der Tag fand auch seinen Weg in den Turm. Das hellere Licht kroch durch die Luken und malte Streifen auf die Treppe. Erst jetzt fielen mir die Augen zu, und meine Partner taten mir den Gefallen.

Sie ließen mich noch zwei Stunden in Ruhe.

Danach fühlte ich mich besser. Suko und Pater Ignatius standen bereits vor dem Turm. Ich gesellte mich zu ihnen und hatte kaum das Tor durchschritten, als mich der steife Wind packte und an mir zerrte.

Es war ziemlich kühl geworden, und das freute mich nach der mörderischen Hitze, die wir in den letzten beiden Wochen erlebt hatten.

Die Insel bot das Bild, das ich von ihr erwartete. Ein rauhes Land, karg bewachsen, viele Steine, Felsen und auch Geröll auf den Hängen.

Über uns ein unendlicher Himmel. Ein Muster aus Weiß und Blau. Weiß waren die dicken Wolkenberge.

Wir sprachen über den Toten. Mitnehmen wollten wir ihn nicht bis zum nächsten Ort. Er konnte später mit einem Wagen geholt werden.

»Hat die Insel eigentlich keinen Hafen?« wollte ich von Father Ignatius wissen.
»Ja, auf der anderen Seite.«
»Und wie wird die Post gebracht? Habt ihr Telefon?«
Der Pater lachte. »Es gibt hier ein Telefon. Das befindet sich in der Post. Briefe und Pakete kommen mit dem Flugzeug. Die Postmaschine landet zweimal in der Woche.«
»So ist das.«
Wir machten uns auf den Weg. Die Körper hielten wir gebeugt, da wir uns gegen den Wind anstemmen mußten. Wir schauten auch nach Spuren, sahen leider keine, weil das Unwetter in der Nacht alles vernichtet hatte.
Da das Gelände leicht anstieg, mußten wir irgendwann einmal an einen Gipfel gelangen.
Das schafften wir auch und hatten einen relativ guten Rundblick.
Sogar die Burg sahen wir.
Verfallen, aber auf eine gewisse Art und Weise trutzig stand sie dort und schien uns zu grüßen.
Ich drehte schon den Kopf, um den Pater zu fragen, als er meine Gedanken erriet. »Tut mir leid, John, ich bin über die Burg nicht informiert. Wir müssen da wirklich andere fragen.«
Klar, und die mußten wir erst einmal finden. Die ersten Gehöfte sahen mir nicht gerade bewohnt aus, eher verlassen. Der Wind orgelte über die Dächer oder sang um die Ecken.
Wir untersuchten sicherheitshalber die Scheunen.
Keinen Lebenden und keinen Toten fanden wir.
Es gab einen schmalen Weg, dem wir folgten. Er war von Steinen einigermaßen befreit worden, so daß wir bequem weitergehen konnten.
Dann sahen wir das erste Dorf. Es lag im Sichtschatten der Burg, eingebettet in eine Talmulde. Der spitze Kirchturm überragte alle anderen Dächer, und wir entdeckten uns gegenüber ein breites Feld, aus dem graue Steine und Kreuze wuchsen.
Ein Friedhof.
Dort lag auch der verstorbene Pater Robanus. Das alles interessierte uns im Moment nicht, denn auf den Wegen befand sich kein Mensch.
Selbst die Häuser schienen verlassen zu sein. Irgendwie merkt man, wenn ein Haus bewohnt ist. Das war hier nicht der Fall. Niemand ließ sich blicken.
»Die scheinen geflohen zu sein«, bemerkte Suko. Er sprach uns damit aus der Seele.
»Wollen wir mal weiterschauen«, schlug ich vor. Hintereinander gingen wir und näherten uns dem Ort.
Es gab keine direkte Hauptstraße. Wir mußten einfache

Trampelpfade benutzen, um zwischen den einzelnen Gebäuden einherzugehen. Die Türen der Häuser waren geschlossen. Bei manchen nur standen die Fenster offen, der Wind spielte mit den Läden und ließ sie klappern.

Still war es nicht.

Die Bewohner hatten die Tiere, sollten sie tatsächlich geflohen sein, zurückgelassen. Wir hörten sie in den Ställen. Mal muhte eine Kuh, dann wieder blökte ein Schaf.

Von Hunden wurden wir beobachtet, aber wir sahen keine Menschen. Was wir als Dorfmitte einschätzten, dort genau blieben wir stehen und berieten.

Zu einem genauen Ergebnis kamen wir nicht, denn niemand von uns wußte, ob dieses Dorf bereits »Besuch« bekommen hatte.

»Wenn sich die sieben Vampire tatsächlich die Menschen geholt haben, dann können wir uns das an die Fahne schreiben«, bemerkte ich mit düsterer Stimme.

»Ja, wir hätten nicht im Turm bleiben sollen«, stand mir der Pater bei.

»Wann ist Father Robanus denn gestorben?« wollte Suko wissen.

»Das muß jetzt vier Tage her sein.«

»Und die Bewohner wußten über die sieben Vampire Bescheid?«

»Ja, so schien es.«

»Dann sind sie auch schon vorher geflohen«, erklärte Suko. »Ich kann es mir anders nicht vorstellen.«

Wenn man die Sachlage aus diesem Blickwinkel betrachtete, hatte mein Freund sicherlich recht, und der Optimismus keimte wieder einmal in uns hoch.

»Fragt sich nur, wo sie stecken«, sagte ich.

»Tagsüber werden sie sich verborgen halten«, vermutete Suko. »Vergiß nie, daß Vampire Geschöpfe der Dunkelheit sind.«

»Bis auf Ausnahmen.«

»Denkst du an die Vampirpillen und Lady X?«

»Genau.«

»Das ist ja nun vorbei. Und ob noch Pillen existieren, weiß kein Mensch.«

Es stimmte. Wir wußten es nicht, aber das war kein Thema für uns. Wir mußten uns auf die weißen Vampire konzentrieren.

»Ich wäre dafür, uns den Friedhof anzuschauen«, schlug Father Ignatius vor.

»Glaubst du, daß wir sie dort finden?«

Er schaute mich an. »Kaum. Aber ich möchte das Grab meines alten Freundes Robanus sehen.«

Dagegen hatte niemand von uns etwas einzuwenden. Wir machten uns auf den Weg. Weit brauchten wir nicht zu laufen. An der Kirche

gingen wir vorbei. Das Portal stand weit offen. Unser Blick fiel bis zum Altar, wo rot das ewige Licht brannte.

Ich ging in die Kirche hinein und fand sie ebenfalls leer. Niemand hielt sich dort auf.

Auf dem Friedhof spürten wir etwas von der Atmosphäre, die über dem Dorf lag. Hier roch es nach Tod, nach Verwesung, verfaulenden Blumen, nach Moder und Vergänglichkeit.

Die meisten Gräber waren schon älter. Nur ein frisches fiel uns auf. Dort mußte Pater Robanus liegen. Er hatte noch keinen Grabstein bekommen, die Erde würde ihn nicht halten, nur ein schlichtes Holzkreuz ohne Namen darauf schaute aus der Erde.

Ein paar Blumen. Zwei selbstgefertigte Kränze schmückten das Grab.

»Er hat schlicht gelebt«, sagte Father Ignatius, »und er ist ebenso schlicht begraben worden.« Der Pater nickte und faltete die Hände.

Er sprach ein stummes Gebet.

Wir taten es ihm nach.

Und so standen wir am Grab eines Mannes, den wir nicht kannten, der dennoch auf unserer Seite gestanden hatte. Wir gedachten seiner, und der Wind fuhr in unseren Rücken. Er ließ die Kleidung flattern, spielte mit den Schleifen der Kränze und schien sich selbst von dem Toten verabschieden zu wollen.

Pater Ignatius nickte. Dann löste er seine Hände, griff unter die Kutte und holte einen Flakon mit geweihtem Wasser hervor. Er sprühte es über das Grab und murmelte einige Worte, die ich leider nicht verstand.

»Wir können wieder gehen, Freund«, sagte er und wollte sich umdrehen.

»Das könnt ihr nicht, verdammt!«

Die harte Stimme war in unserem Rücken aufgeklungen. Sie gehörte einer Frau, und sie klang sehr entschlossen.

Dennoch drehten wir uns um.

Nicht nur zwei grüne Augen schauten uns an, sondern auch die Mündung eines automatischen Gewehrs…

***

Grüne Augen und rotes Haar!

Das paßte zu einer Bilderbuch-Irin.

Sie trug lange Hosen, ein kariertes Hemd und darüber eine kurze Jacke, die braun schillerte. Ihr Gesicht konnte man als hübsch bezeichnen, wenn man über die gewisse Härte in ihren Zügen hinwegsah und auch die zahlreichen Sommersprossen mochte, die sich auf der Haut verteilten.

Ich schaute in die grünen Augen. Sie waren faszinierend, besaßen allerdings auch eine gewisse Härte, und tief in ihren Pupillen glaubte

ich, die Angst zu erkennen.

Der Wind spielte mit ihrem Haar. Er wehte es ihr mal in die Stirn, dann wieder nach hinten.

»Guten Morgen, Western-Lady«, begrüßte ich sie.

Sie verzog den Mund. »Der Spott wird Ihnen noch vergehen, das schwöre ich Ihnen. Wenn Sie auch nur eine falsche Bewegung machen, werde ich abdrücken.«

»Sie wollen wirklich auf einen Geistlichen schießen?« fragte Father Ignatius leise.

Sie lachte. »Wer sagt mir denn, daß Sie ein Geistlicher sind? Sie können sich auch verkleidet haben. Auf dieser verdammten Insel ist neuerdings alles möglich. Ich finde den Hafen leer und diese Ortschaft hier auch. Wo sind die Leute?«

»Wen haben Sie denn gesucht?« fragte Suko.

»Meinen Vater.«

»Und wie heißt er? Wie sieht er aus?«

»Was geht Sie das an?«

»Vielleicht können wir Ihnen helfen, Miß«, sagte Suko.

»Okay, mein Vater hört auf den Namen Craig Thompson. Und ich bin Ruth, seine Tochter.« Dann beschrieb sie das Aussehen ihres Vaters.

Sie merkte an unseren Reaktionen, daß etwas nicht stimmte, denn ihr Blick wurde unsicher. »Was ist denn los? Sagen Sie es!«

Vielleicht hatten Suko und ich uns noch am besten in der Gewalt.

Dem Pater standen der Schrecken und gleichzeitig das Bedauern ins Gesicht geschrieben. »Ihr Vater ist tot«, sagte er.

Es war gut, daß er nicht lange um das Problem herumredete.

Ruth Thompson wurde von dieser Antwort völlig aus der Bahn geworfen. Sie atmete pfeifend ein, wankte zurück, ihr Blick erinnerte uns an brechendes Glas, und die Gewehrmündung sank allmählich nach unten.

Dann wollte sie die Waffe wieder nach oben reißen. Ihr fiel ein, daß sie schutzlos war, doch Suko handelte blitzschnell. Bevor sich die Mündung wieder auf uns einpendeln konnte, war er da und schlug der Frau das Gewehr aus der Hand. Er nahm es an sich und ging zurück, wobei er außerhalb Ruths Reichweite stehenblieb.

Die Frau konnte es nicht fassen. Sie schaute uns abermals der Reihe nach an, öffnete den Mund und hauchte: »Ist mein Vater tatsächlich gestorben? Stimmt das?«

»Es stimmt!« Wieder übernahm Pater Ignatius das Wort. Er trat auf sie zu und legte einen Arm um ihre Schulter. Wir hörten ihn reden. Er tröstete die Frau, sprach von einem harten Los, das jeden Menschen irgendwann treffen würde, und ich wunderte mich, daß die Frau nicht anfing zu weinen.

Im Gegenteil. Hatten mich die Augen vorhin an Glas erinnert, so

nahm das Gesicht fast den gleichen Ausdruck an. Es verglaste regelrecht, wurde steif, starr, die Haut nahm einen noch blasseren Ton an, und ich sah deutlich die Adern durch die »Haut«.

Wir schwiegen. Auch der Pater sagte nichts mehr, und nur der Wind war zu hören.

Die Szenerie paßte zu dem unheimlichen Friedhof auf dieser Insel. Es war das Schweigen, das Abwarten und das Wissen um eine drohende Gefahr, die irgendwo lauerte.

Dann schien die Frau plötzlich zu explodieren. Fast wie eine Filmszene wirkte es, als sie den Kopf nach oben warf und das lange rote Haar zur Seite schleuderte.

Dabei verzerrte sich ihr Gesicht. Sie öffnete den Mund und schrie: »Ich wußte es! Verdammt, ich wußte es. Vater hat mich gewarnt, als der Pater Robanus starb. Die weißen Vampire!« Sie stieß die Faust in die Luft, und plötzlich schienen ihre Augen in Flammen zu stehen. Lodernd schaute sie uns an. »Sagt denn keiner von euch etwas? Wollt ihr ihn nicht rächen? Seinen Tod vergelten – oder glaubt ihr mir nicht?« Sie stand da und zitterte. »Los, antwortet mir! Ich will eure Meinung wissen. Haltet ihr mich für eine Spinnerin?«

»Nein«, sagte ich.

Sie holte intervallweise Atem. »Wenn alle zu feige sind und zu große Angst haben, ich habe sie nicht. Ich werde mir diese verdammten Bestien holen. Sieben sind es an der Zahl, und ich schnappe sie der Reihe nach, um sie zu vernichten!«

Es waren harte Worte, und ich glaubte dieser Frau, daß sie ihre Vorsätze auch in die Tat umsetzen würde, denn in ihren Adern floß ein wildes Blut.

So rasch wie ihre Reaktion gekommen war, so schnell klang sie auch wieder ab. Sie wurde plötzlich depressiv, denn sie sank zusammen, blieb in der Hocke zwischen den Grabsteinen sitzen und schlug die Hände vor das Gesicht.

Wir ließen sie in Ruhe und hörten sie weinen.

Suko sprach flüsternd zu mir. »Die Frau könnte uns eine große Hilfe sein. Sie kennt sich hier aus.«

»Falls sie es noch will.«

»Sicher.«

Pater Ignatius war bei ihr geblieben. Wie ein Vater die Hand seiner Tochter hält, so umklammerte er die ihre. Er hörte ihr Weinen und redete leise.

Ich schaute mich inzwischen auf dem Friedhof um. Es waren zumeist sehr alte Gräber. Als Schmuck besaßen sie verwitterte Steine.

Keine schönen Grabsteine, sondern welche, die man auf der Insel fand, ein wenig bearbeitet und dann auf die Gräber gestellt.

Der Friedhof lag noch im Schatten der Kirche. Dahinter stieg das

Gelände an und erreichte seinen höchsten Punkt an der Stelle, wo auch die Burg stand.

Da die Wolken tief hingen, schienen sie in das Gemäuer hineinzufallen.

Selbst aus dieser Entfernung machte die Burg einen unheimlichen Eindruck, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß sie irgend etwas mit unserem Fall zu tun hatte.

Aber darüber würde mir Ruth Thompson sicherlich mehr sagen können, denn bestimmt kannte sie sich auf dieser Insel aus.

Als ich mich umdrehte, stand auch Ruth wieder. Sie stützte sich auf Father Ignatius und schluchzte ein paarmal. Ihre Augen waren vom Weinen rot, dennoch las ich in ihrem Gesicht schon wieder die Entschlossenheit, die sie uns schon einmal gezeigt hatte.

»Ich werde es schaffen!« flüsterte sie. »Verdammt, ich werde es schaffen. Ich bringe sie der Reihe nach um…«

Langsam ging ich auf sie zu. Unter meinen Füßen brachen kleinere trockene Zweige, und ich schüttelte den Kopf, als ich vor ihr stehenblieb. »Nein, Ruth, Sie werden es nicht schaffen. Wir schaffen es!«

Die Frau starrte mich an wie einen Geist. »Aber wieso? Sie können doch nicht…«

»Wir können«, erwiderte ich und nickte dabei. »Schließlich halten wir uns nicht umsonst auf Hay Island auf. Und damit Sie beruhigt sind, werde ich Ihnen sagen, daß wir Polizeibeamte sind. Wir kommen aus London. Scotland Yard!«

Ihre Augen wurden noch einmal groß. Sie schaute mich an, als könnte sie es nicht begreifen. »Sie kommen wirklich…?«

»Ja.«

»Aber wieso jagen Sie Vampire?«

Ich winkte ab. »Das ist eine andere Geschichte, über die wir uns nicht hier unterhalten sollten. Sind Sie einverstanden, wenn wir woanders hingehen? Noch haben wir Zeit.«

»Wieso haben wir Zeit?«

»Weil die Blutsauger sich zumeist erst in der Nacht aus ihren Verstecken trauen.«

»Ja, das stimmt.«

»Dann kommen Sie.«

Ohne ein Wort des Widerspruchs ging sie mit, und wir verließen den Friedhof…

***

Sie waren in die Burg eingedrungen und hatten den Weg gefunden.

Die lange Zeit hatte ihre Erinnerung nicht löschen können.

Allerdings mußten sie Werkzeuge zu Hilfe nehmen, denn die

Menschen hatten den Eingang zu den Blutverliesen dichtgemacht. Gemauert worden war nicht, man hatte Holz genommen und den Zugang zu dem Keller schlichtweg vernagelt.

Sie stemmten das Holz auf.

Die sieben Gestalten merkten, wie sehr sie an Kraft verloren hatten. In der Burg war es zwar düster, dennoch brauchten sie die richtige Dunkelheit, um sich regenerieren zu können.

Und die würden sie in ihren Höhlen finden.

Gemeinsam gelang es ihnen, das alte im Laufe der Zeit brüchig gewordene Holz zu zerschlagen.

Der Reihe nach krochen sie in den Teil der Burg, der mit dem Grauen überladen war.

Finstere, unheimliche Gänge, in denen es kalt und modrig roch.

Manchmal mußten sie kriechen, um sich überhaupt fortbewegen zu können. Danach ging es wieder besser, und sie gelangten in ein Verlies, in das kein Sonnenstrahl fiel.

Licht brauchten die weißen Vampire nicht. Sie fanden sich auch in der Dunkelheit zurecht.

Und sie orientierten sich aneinander. Sie faßten sich an, stießen manchmal grunzende oder schmatzende Laute aus, und die ersten dumpfen Geräusche erklangen, als sie mit ihren mageren Körpern gegen die Kisten stießen, die hier unten noch immer standen.

Es waren sieben Särge.

Sie paßten genau in diese unheimliche Umgebung hinein. Ihre Umrisse vermischten sich mit der stockigen Finsternis, die wie schwarze Watte das Verlies ausfüllte.

Da knarrte und ächzte es, als die Blutsauger nach langer Zeit wieder in ihren gewohnten Särgen Platz fanden.

Bevor sich alle hingelegt hatten, durchbrach eine rauhe Stimme das Schweigen und die Dunkelheit.

»Blut, Brüder, wir werden es bald bekommen…«

Danach fielen sie in ihren Tagesschlaf…

***

Mag ein Ort noch so klein sein, eine Gaststätte gibt es immer.

So auch auf der Insel.

Ich hatte die Häuser zwar nicht gezählt, viele waren es jedenfalls nicht. Wir sahen auch die Gaststätte. Da stand die Tür ebenfalls offen. Der Wirt oder die Wirtsleute schienen ihr Geschäft in aller Eile verlassen zu haben.

Das Haus bestand zur unteren Hälfte aus Steinen. Die obere war mit Holz verkleidet worden, das auch schon Anzeichen einer starken Verwitterung zeigte.

Es roch noch nach kaltem Rauch, als wir die Gaststätte betraten.

Ein zotteliger Hund sprang auf, sah uns, knurrte kurz, zog den Schwanz ein und verschwand nach draußen.

Die Menschen konnten die Insel noch nicht lange verlassen haben, denn auf den Tischen und Stühlen lag kaum Staub. Sie waren aus klobigen Holzteilen gebaut worden, und zu viert nahmen wir an einem runden Tisch Platz.

Ich besorgte etwas zu trinken. Wir alle konnten jetzt einen Whisky vertragen. Ich fand vier Gläser und legte Geld auf die Theke, denn wir wollten hier nichts umsonst nehmen.

Ruth rauchte eine Zigarette. Den Rauch stieß sie durch die Nasenlöcher aus und schaute ins Leere.

Ich schenkte ein. Suko wollte keinen Whisky, aber Father Ignatius nahm einen kräftigen Schluck.

Auch Ruth trank. Zweimal setzte sie an, dann war das Glas leer.

In ihre Wangen kehrte wieder Farbe zurück, und sie schaute mich direkt an. »Jetzt haben Sie bestimmt einige Fragen, nicht wahr?«

»Davon können Sie ausgehen. Erst einmal möchte ich wissen, was Sie hierher auf die Insel geführt hat?«

»Ich komme des öfteren her, weil ich die Kinder unterrichte. Ich bin Lehrerin und muß einige Inseln abfahren. Das geschieht in einem Wochenturnus.«

»Sind Sie mit dem Boot unterwegs?«

Sie nickte. »Ja, es steht im Hafen. Ich bin den Rest der Strecke mit meinem Jeep gefahren.«

»Wußten Sie, was hier geschehen war?« wollte Suko wissen.

»Nein, nicht genau. Ich wurde gewarnt. Das heißt, mein Vater sagte mir beim letzten Besuch, daß es Pater Robanus sehr schlechtginge und er wohl sterben würde. Das ist ja eingetreten. Deshalb konnte der Bann nicht mehr halten.«

»Und das ist es, worüber ich mit Ihnen reden wollte. Über den Bann«, sagte ich. »Können Sie uns darüber etwas Genaueres berichten?«

»Geben Sie mir noch einen Schluck.«

Ich tat ihr den Gefallen.

Ruth nahm das Glas zwischen beide Hände, preßte die Kante gegen die Unterlippe, trank aber nicht, sondern schaute auf die goldbraune Flüssigkeit. »Der Fluch ist vor langer Zeit ausgesprochen worden. Es war, als der Pater auf die Insel kam. In dem Schloß, das Sie sicherlich gesehen haben werden, lebten damals acht Personen. Ein Vater mit seinen sieben Söhnen. Sie gehörten einem schottischen Clan an, dem Clan der Fairbanks'. Und dieser Clan war verflucht worden. Oder besser gesagt, man hatte sie ausgestoßen. Sie lebten auf dem Festland und beschäftigten sich mit Schwarzer Magie. Es war der Vampirismus, der sie besonders interessiert hatte. Man sprach davon, daß sie Blut trinken würden, konnte aber nichts beweisen, sosehr man auch

forschte. Schließlich schlossen sich die anderen Clans zusammen. In einer finsteren Nacht überfielen sie die Fairbanks', fesselten sie und schafften sie auf diese damals noch kaum bewohnte Insel. Die alte Burg existierte bereits. Dort fanden die Fairbanks ihren Platz.«

»War es nicht ein Fehler von diesen Clanführern, so zu handeln?« erkundigte ich mich.

»Ja, natürlich, denn auch hier lebten Menschen. Aber die hatten Glück, denn Pater Robanus, eine Art Missionar, kam auf die Insel. Mit ihm zusammen andere Siedler, die schon bald unter dem Terror der Fairbanks' litten. Natürlich entstanden Gerüchte, und der Pater ging diesen Gerüchten nach. Er traute sich allein auf das Schloß, und er vernichtete den alten Fairbanks. Wie er das schaffte, darüber hat er nie etwas gesagt. Es blieben nur Gerüchte, und er hat auch auf Fragen nie geantwortet.«

»Das stimmt«, bestätigte Father Ignatius. »Wenn er im Kloster St. Patrick war, ließ er sich nie aus.«

»Nun zu den Söhnen«, berichtete Ruth weiter. »Wir müssen davon ausgehen, daß sie zu Vampiren geworden waren, und der Pater stellte sich auch ihnen zum Kampf. In einer dunklen Nacht lockte er sie in den Leuchtturm. Die sieben Vampire sahen sich schon als Sieger, doch der fromme Mann hatte Vorbereitungen getroffen. Heimlich hatte er Licht in den Turm gelegt, und als die Vampire eintrafen, sahen sie sich nicht nur dem blendenden Licht gegenüber, sondern auch zahlreichen Kreuzen, die der Pater in den Nischen, die es damals noch gab, aufgestellt hatte. Damit bannte er die Vampire. Und dann trat etwas ein, womit er nicht gerechnet hatte. Die Vampire starben nicht. Sie waren wohl noch nicht zu völligen Blutsaugern mißraten. Aber die Kreuze bannten sie in den Nischen fest. Es muß unheimlich gewesen sein. Ihre Schreie sollten über die ganze Insel gehallt sein. Männer kamen an. Sie mauerten die Nischen zu, und als es soweit war, geschah etwas Grauenhaftes. Aus den Fugen der Steine sickerte Blut. Das Blut der Vampire, das sie noch in ihren Körpern trugen. Sie bluteten aus. Deshalb veränderten sie sich auch und waren aus diesem Grunde auch nicht normal, sondern eben weiß, weil nur die Haut noch zurückblieb. So habe ich die Geschichte in Erinnerung.« Jetzt leerte sie ihr Glas.

Wir sahen Ruth Thompson an, daß sie noch etwas sagen wollte, und nickten auffordernd.

»Pater Robanus hatte alles unter Kontrolle, wie man so schön sagt. Er wußte, daß sein Bann nicht ewig hielt, und er mußte ihn jedes Jahr erneuern.«

»Wie hat er das gemacht?« wollte Father Ignatius wissen.

Da hob sie die Schultern. »Er hat mit keinem von der Insel darüber gesprochen. Auch nicht mit meinem Vater, obwohl die beiden sich gut

verstanden. Ich ahnte, daß mein Vater das Erbe des Paters übernehmen wollte. Er hat sich zuviel vorgenommen…« Sie senkte den Kopf und begann wieder zu weinen.

Wir schwiegen.

Ich schaute aus dem Fenster. Es war ein trüber Tag geworden.

Der Himmel hatte sich bezogen. Graue Wolkenbänke schoben sich aus nordwestlicher Richtung heran.

Father Ignatius unterbrach das Schweigen. »Wir müßten eben das Geheimnis von Pater Robanus finden.« Er nahm auch noch einen kleinen Schluck. »Was könnte dies sein?« sprach er mehr zu sich selbst. »Vielleicht ein Kreuz oder Knoblauch, ein Pfahl eventuell?«

Niemand gab ihm eine Antwort, denn wir wußten es selbst nicht.

»Wo hat er denn gelebt?« fragte Suko.

»Neben der Kirche.«

»Dann schauen wir dort nach. Vielleicht finden wir etwas in seiner Hinterlassenschaft.«

Damit waren wir alle einverstanden, standen auf und verließen die Gastwirtschaft.

Automatisch wandten sich unsere Blicke nach rechts, denn dort lag, für jeden sichtbar, die Burg.

Da hatten die Vampire gehaust, da würden sie nach ihrer Rückkehr wieder hausen.

Ich holte tief Luft. Bevor ich die Worte noch aussprechen konnte, redete Suko. »Die nehmen wir uns auch noch vor«, erklärte er.

»Wenn's geht, bei Tageslicht, dann schlafen sie vielleicht.« Ich wandte mich an Ruth. »Waren Sie schon einmal in der Burg?«

»Ja und nein.« Sie räusperte sich. »Mein Vater und auch Pater Robanus wollten keinesfalls, daß jemand die Burg betrat. Ich bin trotzdem hingegangen, kam aber nicht in das Innere, denn irgend etwas hielt mich davon ab. Ich hatte Angst. Aus früherer Zeit besaß die Burg noch einen schlechten Ruf. In den Folterkammern müssen sich grauenhafte Szenen abgespielt haben, und während die Fairbanks' dort hausten, sollen sie es auch wild getrieben haben.«

»Wo ist denn ihr Vater begraben?« fragte Suko. »Oder zerfiel er zu Staub?«

»Das weiß niemand.«

Wir unterhielten uns, während wir auf die Kirche zugingen, denn dort lag auch das Haus des Paters. Ich schloß das Portal der Kirche. Ein Duft von Weihrauch wehte mir noch entgegen.

Die anderen waren schon weitergegangen. Ich folgte ihnen langsamer über einen schmalen plattierten Weg, der direkt zum an der Seite des Hauses liegenden Eingang führte.

Dort warteten die anderen.

»Die Tür ist offen«, meldete Suko.

»Auf dieser Insel schließt niemand etwas ab«, erklärte uns Ruth Thompson.

Wir drückten die Tür nach innen, gelangten in eine Diele, in der besonders der alte Steinofen auffiel. Davor stand ein runder Tisch mit vier Stühlen.

Die Stille des Hauses umfing uns wie ein Tuch. Man spürt es irgendwie, wenn in einem Haus jemand lange gewohnt hat und plötzlich aus dem Leben gerissen wird. Da befanden sich noch Erinnerungen, sie schwebten unsichtbar in der Luft.

Wir traten nur sehr vorsichtig auf, und Ruth führte uns in das kleine Arbeitszimmer des Pfarrers.

Es war spartanisch eingerichtet. Da gab es keine gepolsterten Stühle, sondern nur harte Sitzflächen. Ein schlichtes Regal war mit Büchern vollgestopft.

Ich schaute mir deren Rücken an. Theologische und philosophische Schriften stachen mir ins Auge, aber nichts, was auf irgendwelche Teufelskulte oder Schwarze Magie hingewiesen hätte.

Die normalen Bücher eines Geistlichen.

»Welche Räume liegen denn oben?« hörte ich Pater Ignatius fragen.

»Dort hat er nur geschlafen.«

Ignatius schaute uns an. »Vielleicht finden wir dort etwas, das uns einen Hinweis gibt.«

»Es existiert auch noch ein Keller«, sagte Ruth.

»Dann gehen wir da zuerst rein«, sagte Suko und drehte sich bereits um.

Wir hatten nichts dagegen und ließen uns von Ruth zu einer Tür führen, die sehr schmal war.

Und auch abgeschlossen.

»Das verstehe ich nicht«, murmelte die Frau. »Es ist doch sonst immer alles offen.«

»War früher auch schon abgeschlossen?«

Sie nickte mir zu. »Wahrscheinlich. Wer von uns hat je den Keller betreten?«

Da hatte sie recht. Suko bat die anderen, ein wenig zur Seite zu treten, schaute sich das Schloß an und meinte: »Das packen wir, John!«

Wir packten es innerhalb weniger Minuten, konnten die Tür aufdrücken und den Keller betreten. Vor uns lag zwar eine Treppe, doch einen Lichtschalter sah ich nicht.

Dafür ein Bord, auf dem einige Kerzen standen. Ich zündete die Dochte an. Jeder von uns bekam eine Kerze, und mit ihr in der Hand schritten wir die Treppe hinab.

Auf den Stufen lag dicker Staub. Die Flammen flackerten und tanzten, produzierten Schatten, die über die helleren Wände tanzten

und sie mit einem zuckenden Muster bedeckten.
Am Fuße der Treppe blieben wir stehen. Ich mußte den Kopf einziehen, da die Decke zu niedrig war.
Wir gelangten in einen kleinen viereckigen Raum und sahen noch eine Tür.
Sie war mit einem Holzschloß gesichert. Suko und ich brachen sie gemeinsam auf. Kaum war die Tür einen Spalt offen, als wir schon einen scheußlichen Geruch wahrnahmen.
Ich zuckte zurück und winkte Pater Ignatius zu, der mein Zeichen verstand und Ruth Thompson festhielt.
Wenn man von Vorahnungen sprechen kann und auch an sie glauben will, so hatte ich diese Vorahnung, denn ich glaubte plötzlich daran, einem Geheimnis auf der Spur zu sein.
Suko und ich ließen uns die Kerzen geben und hielten sie fest, als wir den Raum betraten.
Unheimlich war es schon. Nur unsere Schritte hörten wir. Die Flammen bewegten sich ein wenig. Wir schoben unsere Arme vor und vernahmen hinter uns Schritte und dann den gellenden Schrei!
Fast hätte ich die Kerze fallen gelassen, so sehr hatte mich der Schrei erschreckt.
Aber auch das, was wir zu sehen bekamen, war schlimm genug.
Ruth hatte es im gleichen Augenblick entdeckt wie wir.
Auf einem Stuhl festgebunden hockte eine uralte, halbverweste Leiche. Und in ihrer Kehle steckte eine silberne Feder!

***

Ich hätte gern tief durchgeatmet, aber das konnte ich meiner Lunge bei dieser nach Verwesung riechenden Luft nicht antun. So blieb ich stehen, hielt den Atem an und starrte auf die gefesselte Person.
Sie sah schrecklich aus. Das Gesicht bestand noch zur Hälfte aus Haut. Der andere Teil waren Knochen. Am Hals hatte sich die Haut noch erstaunlich gut gehalten.
Die Leiche war noch angezogen. Vergammelte, uralte Kleidung trug sie. Eine Hose, ein Hemd, sogar eine Weste, dazu eine Jacke.
Von der Grundfarbe war so gut wie nichts mehr zu erkennen, nur noch Fetzen hingen über dem halbverwesten Körper.
»Schau dir mal den Mund an!« hauchte Suko.
Obwohl es mich Überwindung kostete, ging ich einen Schritt vor und brachte auch die Kerze näher an das Gesicht heran. Der Mund stand offen. Aus dem Oberkiefer ragten zwei längere Zähne, die unten spitz zuliefen.
Es gab keinen Zweifel. Dieser Tote hier war ein Vampir!
Konnte man ihn wirklich als tot bezeichnen? Ich schaute wieder auf seinen Hals und damit auf die silberne Feder. Welch eine Bedeutung

hatte sie?

Ich drehte mich um, während Suko nach wie vor den Toten im Auge behielt. Ruth Thompson hatte sich an den Pater geklammert und ihr Gesicht in seiner Kutte vergraben. Es war verständlich, daß sie nicht auf den Toten schauen konnte. Der Anblick war wirklich nichts für schwache Nerven. Aber wir mußten uns damit befassen.

»Keine Ahnung, was die Feder bedeuten könnte?« fragte ich meinen Freund Pater Ignatius.

»Nein, tut mir leid.«

»Ob es irgend etwas mit einem Vogel zu tun hat?«

»Möglich. Jedenfalls muß die Feder geweiht worden sein, sonst hätte sie den Vampir nicht bannen können.«

Das stimmte auch wieder. Einen Namen hatte er nicht auf die Brust geheftet, wir konnten uns aber vorstellen, wen wir da vor uns hatten. Es mußte der alte Fairbanks sein, der Vater dieser sieben schrecklichen Söhne.

»Was geschieht, wenn wir die Feder aus seinem Hals ziehen?« murmelte Suko.

Von keinem bekam er eine Antwort. Deshalb gab er sie sich selbst. »Vielleicht erwacht er dann?«

»Der Tote?« kreischte Ruth.

»Kann sein.«

Ich ging wieder vor und hatte schon meinen Arm ausgestreckt, während Suko sicherheitshalber seine Beretta zog und die Mündung auf den Kopf des Wesens richtete.

Meine Fingerkuppen strichen über die Feder. Sie fühlte sich nicht weich, sondern eher hart oder auch ein wenig sperrig an. Dann faßte ich fester zu und riß sie mit einem plötzlichen Ruck aus der teigig wirkenden und gleichzeitig schlaffen Haut.

Zunächst geschah nichts.

Dann bäumte sich die Leiche in ihren Fesseln auf, und im nächsten Augenblick drang ein grauenhafter Schrei aus ihrem Mund…

***

Stockdunkel war das Verlies. Man sah nicht einmal die berühmte Hand vor Augen. Das war auch nicht nötig, denn die sieben Vampire brauchten die Dunkelheit.

Sie lagen in ihren Särgen und schliefen der Dunkelheit entgegen.

Zum ersten mal nicht mehr im Mauerwerk gebannt, sondern wieder so, wie sie es früher getan hatten.

Obwohl sich sieben Gestalten in dem Verlies aufhielten, war kein Laut zu hören, denn Vampire brauchen nicht zu atmen. Sie waren Untote, Wiedergänger, angetrieben von der Kraft der Schwarzen Magie, ohne Seele, nur von der Sucht nach Menschenblut beseelt.

In dieser absoluten Stille erholten sie sich, um für die Nacht fit zu sein, wenn sie auf ihren Beutezug gingen.

Doch dann passierte etwas, das sie aus ihrem Schlaf riß.

Es war ein Schrei, den der erste Vampir ausstieß und der dumpf durch das Gewölbe klang. Im nächsten Augenblick hielt auch die anderen nichts mehr. Polternde Geräusche waren zu hören. Särge kippten um, fauchende Laute drangen durch das Verlies.

Die unheimlichen Gestalten wankten in der Finsternis, liefen gegeneinander und wollten alle gleichzeitig zum Ausgang, um diesen Keller zu verlassen.

Etwas hatte sie geweckt. Schreckliches war geschehen, das mit ihrem Vater zusammenhing.

Sie selbst hielt nichts mehr in ihren Särgen und auch nichts im Verlies. Obwohl die Dunkelheit noch nicht über das Land hereingebrochen war, mußten sie jetzt etwas unternehmen, denn sie spürten, daß Feinde auf der Insel lauerten.

Sie galt es zu vernichten!

Mit diesem Vorsatz krochen die sieben weißen Vampire aus ihrem Versteck an die Oberfläche.

Man hatte sie herausgefordert. Sie nahmen den Kampf an, denn die Insel gehörte nur ihnen allein…

***

Ein Toter, der schrie!

Oder war er überhaupt nicht tot? Wir wußten es nicht und sahen nur, wie sich die Leiche in den Fesseln hochbäumte. Für einen kurzen Moment schien sie in der Halterung erstarren zu wollen, dann kippte sie wieder zurück und blieb liegen.

Gleichzeitig sackte der Körper zusammen. Was ihm bisher noch Halt gegeben hatte, war verschwunden. Nicht die Fesseln, sondern die magische Bannkraft der Feder.

Die halbverweste Leiche kippte zur Seite In einer Schräglage blieb sie hängen und rührte sich nicht mehr. Es drang auch kein Röcheln aus dem aufgerissenen Mund.

Ich starrte auf den Hals.

Ein Blutstropfen befand sich genau an der Stelle, an der ich die Feder entfernt hatte. Er schimmerte wie eine rote Perle.

Dann erklang ein häßliches Knirschen. Es entstand, als die Knochen zusammensanken. Sie brachen weg und wurden zu Staub.

Ebenso zerfiel das Gesicht. Auch hier blieb nur feine Asche oder Knochenmehl zurück.

Da war nichts mehr zu machen.

»Er hätte eine Spur sein können«, sagte Pater Ignatius. »Mein Gott, warum hat er nichts erzählt?«

Ich nahm Pater Robanus in Schutz. »Er wird seine Gründe gehabt haben«, erwiderte ich.
»Die man erfahren müßte.«
Hinter der Leiche wurde der Kellerraum schmaler, verengte sich zu einem Gang, den mein Freund Suko geduckt betrat. Die brennende Kerze hatte er mitgenommen. Sie zeichnete seinen Schattenriß übergroß und tanzend an der Wand wider.
Ansonsten war der Keller leer. Es gab keine Geräte, die hier untergebracht waren, und auch keine Regale. Nur die nackten Wände und die auf dem Stuhl hockende Leiche.
»Es hat keinen Sinn, wir gehen wieder!« rief ich Suko zu und wandte mich bereits ab, als mein Partner einen überraschten Ruf ausstieß, sich bückte und etwas vom Boden aufhob.
Da Pater Ignatius und Ruth Thompson den Raum bereits verlassen hatten, war ich der einzige, der den Gegenstand sah, den Suko gefunden hatte.
Es war ein Kassetten-Recorder!
Mit allem hätten wir gerechnet, damit nicht. Ein kleines Gerät, auf Batterie laufend.
»Sein Erbe?« Die Frage war mehr eine Feststellung, und ich nickte. »Wir werden die Kassette abspielen.«
Also hatte uns der tote Geistliche dennoch eine Überraschung hinterlassen.
Ich schaute Suko an. »Hören wir sie hier oder mit den anderen zusammen?«
»Wir gehen zu ihnen, komm!«
Der Pater und Ruth Thompson warteten vor der Tür. Sie schauten überrascht, als sie im flackernden Schein der Kerzen den Gegenstand in Sukos Hand sahen.
»Was ist denn das?«
»Ein Recorder.«
»Und Sie haben ihn im Keller gefunden?« fragte Pater Ignatius.
»So ist es.«
Der Geistliche nickte. »Das genau wird seine letzte Botschaft sein. Vielleicht hat er uns noch etwas hinterlassen, was wir unbedingt wissen müssen. Wir brauchen nur noch eine Steckdose zu finden.«
»Nicht nötig«, sagte Suko. »Der kleine Kasten hier läuft auf Batterie.«
»Wunderbar.«
Wir gingen wieder nach oben. Ich wandte mich an Ruth Thompson. »Haben Sie etwas davon gewußt?«
»Nein, um Himmels willen. Damit hätte ich doch nicht hinter dem Berg gehalten.«
»Das stimmt.«
Neben dem großen Ofen setzten wir uns um den Tisch. Das Gerät

stand in der Mitte. Suko, der es auch gefunden hatte, schaltete es ein.

Wir hatten es ein wenig vom Staub befreit und konnten eigentlich sicher sein, daß es laufen würde.

Suko schaltete es ein. Er machte es spannend, denn er ließ seinen Zeigefinger noch einen Moment über der Taste schweben, bevor er ihn nach unten drückte.

Das Gerät lief.

Wir vier spitzten unsere Ohren und hörten genau zu, was uns der Pater, falls seine Stimme sich tatsächlich auf dem Band befand, alles zu sagen hatte.

Zunächst vernahmen wir nur die Bandgeräusche. Ein Knarren und komisches Knistern. Danach wurde es besser, die Geräusche verschwanden, und wir hörten ein menschliches Räuspern. Es war kaum ausgeklungen, als die Stimme von Pater Robanus ertönte.

Father Ignatius sagte: »Ja, das ist er.«

»Wenn jemand dieses Band hört, werde ich nicht mehr unter den Lebenden weilen. Ich habe getan, was ich tun mußte, um die schreckliche Gefahr zu bannen, die von den sieben weißen Vampiren und ihrem Vater ausging. Das Rätsel der sieben Vampire werden diejenigen, die mich hier hören, vielleicht inzwischen gelöst haben. Bliebe der Vater, mit dem alles anfing. Ich habe ihn gestellt und gegen ihn gekämpft, aber ich konnte ihn nicht töten, denn bevor er seine schrecklichen Taten vollbracht hatte, war er ein Mensch gewesen. Ein sehr gläubiger Mensch, der als Mönch und Einsiedler gelebt und studiert hat. Durch dieses fromme Leben war es ihm gelungen, ein Mittel zu finden, gegen das mein Kreuz nicht ankam. Ich konnte ihn mit der heiligen Waffe nicht vernichten, sondern nur bannen. Deshalb schleppte ich ihn in meinen Keller und band ihn an einen Stuhl fest. Das geschah vor langen Jahren. Er flehte mich an, ihn wieder freizulassen, doch ich dachte nicht daran, dies zu tun. Im Gegenteil, ich wollte ihn als Staub sehen. Das Kreuz schaffte ihn leider nicht. So blieb mir nichts anderes übrig, als nach einem anderen Weg zu suchen. Und ich fand eine Waffe, denn ich bekam heraus, daß er vor langen Jahren in der Einsamkeit der Berge einmal den männlichen Part eines Adlerpaares getötet hatte. Seit dieser Zeit wurde er von dem weiblichen Vogel verfolgt, doch der Adler kam nicht dazu, ihn zu töten. Er starb zuvor. Ich aber entnahm seinem Körper eine Feder, bestrich sie mit flüssigem geweihten Silber und steckte sie in den Hals des Unheimlichen. So wurde er gebannt. Er konnte sich nicht mehr bewegen und verweste, obwohl er noch nicht tot war. Erst wenn ich die Feder aus dem Hals zog, war er vernichtet. Mit diesem Wissen und mit dieser Tatsache konfrontierte ich seine sieben Söhne. Ich erpreßte sie und konnte sie deshalb in den alten Turm locken, so daß die Menschen fortan Ruhe hatten. Einmal im Jahr ging ich in den Turm

und machte ihnen klar, daß ihr Vater noch lebte. Deshalb versuchten sie auch nicht, den Bann zu brechen, obwohl ihr Blutdurst unermeßlich gewesen sein muß. Kein Mensch hat das ewige Leben, auch ich nicht, und ich fühlte den Zeitpunkt meines Todes nahen. Noch einmal besuchte ich das Kloster St. Patrick, um mit meinem alten Freund und Mitbruder Pater Ignatius zu sprechen. Er sollte…«

Was Father Ignatius sollte, erfuhren wir nicht, denn das Band begann zu schleifen, zu kratzen, zu quietschen und zu pfeifen.

Ich hielt es an, ließ es zurücklaufen, um noch einmal von vorn zu beginnen.

Abermals hörten wir die gleiche Geschichte, und das Band hakte wieder an derselben Stelle.

Nichts zu machen.

Ich schaltete es aus und schaute Pater Ignatius an. »Nun, hast du das erwartet?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Damit hätte ich nicht gerechnet. Jetzt wissen wir, was die Feder zu bedeuten hat.«

»Und können uns darauf einstellen«, fügte Suko hinzu. »Was hältst du davon, wenn wir den sieben Söhnen einmal einen Besuch abstatten?«

»Das wäre im Schloß«, sagte Ruth.

»Ja.«

»Wenn sie wirklich den Turm verlassen haben, dann müßten sie dort ganz bestimmt zu finden sein.«

»Wer geht mit?« fragte Suko.

Alle wollten, doch dagegen hatten wir etwas einzuwenden. Father Ignatius sollte mit Ruth Thompson zurückbleiben und auf uns warten.

»Wo meinen Sie?« fragte Ruth.

»Das Dorf ist ja klein genug.«

»Oder am Turm. Ich muß meinen Vater sehen.«

»Sollen wir ihn dort begraben?« fragte der Pater.

»Ja, er liebte das Meer. Mein Vater soll auch im Tod noch einen Blick auf die Wellen werfen können…«

***

Wir hatten bisher zwar schon einige schreckliche Dinge erlebt, waren aber von gefährlichen Attacken verschont geblieben. Daß sich dies ändern konnte, und zwar sehr schnell, dieser Meinung waren Suko und auch ich.

Wir waren sehr gut ausgerüstet, um auch gegen sieben Vampire bestehen zu können. Allerdings glaubten wir nicht, daß sie es uns sehr einfach machen würden, und deshalb waren wir entsprechend vorsichtig und behielten stets die Umgebung im Auge.

Diese Insel war auch ein Paradies für Seevögel. Wir sahen zahlreiche Nistplätze zwischen den Felsen. Möwen und Seeschwalben kreisten

über unseren Köpfen. Ihr Schreien und Kreischen begleiteten unseren Weg zum Schloß.

Von einem heißen Sommer, wie wir ihn in London hatten, spürten wir hier oben nichts mehr. Der Wind blies ziemlich kalt. Er schnitt durch unsere Jacken oder wehte sie in die Höhe.

Je näher wir der Burg kamen, um so genauer konnten wir deren Verfall sehen. Sie hatte in den letzten Jahren schwer gelitten, an einigen Stellen war sie sogar eingestürzt, das galt besonders für die hohe, wuchtige Mauer, die den Innenhof der Burg umschloß.

Sie lag auf einem Hügel. Sicherlich konnte man vom Turm die gesamte Insel überblicken.

Ich erkannte die romanische Bauweise. Demnach konnte das Gebäude schon tausend Jahre alt sein, wenigstens die Grundmauern.

Zumeist hatten die nachfolgenden Besitzer immer wieder an- oder umgebaut. Oft sogar in verschiedenen Stilrichtungen, je nach Epoche.

Sicherlich würden wir in der Erde auch Verliese und Folterkeller finden. Verstecke, in denen sich auch Vampire verborgen halten konnten. Jedenfalls waren wir entschlossen, dort nachzuschauen.

Wir stiegen bereits den Hügel hinauf und hatten noch immer keine Spur von den weißen Vampiren gesehen. Wenn wir nach rechts schauten, sahen wir den Leuchtturm wie einen dicken, dunklen Finger in den bleifarbenen Himmel ragen.

Den Pater und Ruth Thompson konnten wir nicht erkennen.

Links von uns passierten wir einen Steinwall. Die einzelnen Brocken waren übereinandergeschichtet worden und markierten den Weg.

Es ist schon ein komisches Gefühl, über eine fast menschenleere Insel zu wandern. Vielleicht wäre das Gefühl anders gewesen, hätte es nicht die Vampire gegeben. So aber mußten wir immer mit einem versteckten Angriff rechnen.

Kurz vor dem Eingang zur Burg hörte der Steinwall auf. Dafür wuchsen Büsche. Sie hatten sich so weit ausgebreitet, daß sie sogar den Weg bedeckten.

Ohne irgendwelche Schwierigkeiten betraten wir den Innenhof der Burg. Dort blieben wir zunächst stehen und schauten uns um.

Linker Hand breitete sich der Haupttrakt aus. Wir sahen mehrere Eingangsportale, davon war eins besonders groß. Als wir näher gingen, erkannten wir Fußspuren im Staub der allmählich vermodernden Treppe.

»Dann gehen wir mal rein«, schlug ich meinem Freund vor und nickte.

Nebeneinander betraten wir eine gewaltige Halle, die leergeräumt war und deshalb so kalt, nüchtern und auf irgendeine Art und Weise auch beklemmend wirkte.

Suko schüttelte den Kopf. »Hier möchte ich nicht begraben sein«,

meinte er.
»Wenn du dich vorsiehst, lebst du noch ein paar Tage.«
»Hoffen wir es.«
Wir trennten uns. Ich nahm mir die linke Seite der Halle vor, Suko die rechte.
Einige Türen zweigten ab. Manche so breit, daß schon ein kleiner Lieferwagen hindurchfahren konnte.
Ich hatte mehr Glück als mein Freund und fand einen Zugang zu den alten Kellergewölben.
Durch einen Pfiff lockte ich Suko herbei.
»Was ist denn?«
»Da geht es in den Keller«, erklärte ich ihm und deutete nach vorn. Wir erkannten eine Treppe, die mit allerlei Schutt bedeckt war. Um besser sehen zu können, mußten wir unsere Lampen einschalten. Keine Bleistiftleuchten, sondern lichtstarke Taschenlampen, deren gelbe Finger schräg in die Dunkelheit stachen.
Geduckt marschierten wir los.
Der Atem einer alten, längst vergessenen Zeit wehte uns entgegen. Er brachte auch eine Botschaft mit. Sie roch nach Verwesung, Tod und Vergänglichkeit.
Vorsichtig kletterten wir über die im Weg liegenden Hindernisse hinweg. Es bestand leider die große Gefahr eines Fehltritts, und wir mußten höllisch achtgeben, um nicht auszurutschen oder mit dem Geröll zusammen in die Tiefe zu stürzen.
Rechnen mußte man mit allem.
Unter unseren Schuhen knirschte und knackte es. Die kleinen Steine wurden zerdrückt, Staub wallte hoch und setzte sich unangenehm auf unseren Nasenschleimhäuten fest.
Zudem sahen wir die Spuren der Vampire. Vor uns mußten ebenfalls Personen die Treppe hinabgegangen sein. Auch strich uns aus dem Verlies oder Keller ein Hauch entgegen, den ich als gefährlich einstufte. Suko hatte die gleiche Erfahrung gemacht wie ich. Er drehte den Kopf und hauchte: »Vielleicht lauern sie auf uns…«
Je tiefer wir kamen, um so unheimlicher wurde die Szenerie. Die Mauern noch älter und feuchter, die Decke niedriger. Beide mußten wir uns bücken, als wir das Ende der Treppe erreichten.
Es führte nur in eine Richtung weiter. Und die brachte uns in das schreckliche Zentrum der Burg. Hier lagen die Verliese der Folter, die Kammern der Schreie, der Tränen, der Verzweiflung.
Die gelben Lichtlanzen zeigten alles sehr deutlich. Auch die wallenden Staubwolken, die sich durch die schmalen hellen Tunnels wälzten, konnten diesen Eindruck nur wenig schwächen.
»Wenn sie sich versteckt halten, dann nur hier unten«, sagte Suko flüsternd.

Ich hörte seine Worte kaum, hatte mich abgedreht und verschwand wie ein Schemen im Dunkel des Ganges.

Fast stolperte ich über die Särge. Unter einem Durchbruch war ich hergegangen, hatte ein Verlies entdeckt, das aufgebrochen worden war, und sah auch die Särge.

Sieben an der Zahl!

Und sieben weiße Vampire waren es, die den Turm verlassen hatten, um das Unheil zu verbreiten.

Tief atmete ich ein. Dicht hinter dem Eingang blieb ich stehen und ließ die Lampe kreisen.

Die Särge standen nicht nebeneinander, sondern kreuz und quer.

Fast sah es aus, als hätten die Vampire ihre Totenkisten fluchtartig verlassen. Anders konnte ich mir die drei umgekippten Särge nicht erklären. Hatten die Blutsauger eventuell Angst gehabt? Oder waren sie einfach nur geweckt worden?

Aber durch wen? Und von wem?

Ich dachte wieder an den alten Fairbanks, den Führer des Clans.

Ihm hatte ich die silberne Feder aus dem Hals gezogen. Unter Umständen hatten die Söhne gespürt, was mit dem Vater geschehen war, und sich dementsprechend verhalten.

Ich leuchtete in jeden Sarg. Alle waren leer.

Noch hatten wir keine Nacht, sondern Tag. Wo also hielten sich die Vampire auf, zum Henker?

Wenn sie sich nicht innerhalb des Schlosses befanden, mußten sie sich auf der Insel befinden und dort ihre Verstecke suchen. Etwas kroch kalt über meinen Rücken.

Ich dachte an Ruth Thompson und Father Ignatius. Wenn die den Untoten gegenüberstanden, konnte es böse für sie ausgehen. Zwar besaß Ruth ein Gewehr, aber die Waffe würde ihr kaum gegen die Blutsauger helfen.

Suko hatte bisher nichts von den Särgen gesehen. Er suchte in anderen Verliesen herum.

Ich rief ihn herbei und ließ, als er gekommen war, mein Lampenlicht über die leeren Totenkisten schwenken.

»Leer, verdammt.«

»Und was bedeutet das?« fragte ich.

»Daß sie schon unterwegs sind. Und das verdammt früh. Wir hatten erst bei Beginn der Dunkelheit mit ihnen gerechnet.«

»Okay, wir haben hier nichts mehr zu suchen.« Ich wollte gehen, doch Suko streckte seinen Arm aus und hielt mich auf. »Was ist, wenn sie nun noch in der Burg sind?«

»Hier unten?« Meine Stimme klang sehr skeptisch.

»Das braucht ja nicht zu sein. Es gibt schließlich noch andere Verstecke.«

Da hatte der gute Suko gar nicht mal so unrecht. Die sieben Vampire brauchten das Schloß nicht unbedingt verlassen zu haben. Bei seiner Größe bot es zahlreiche Verstecke, auch für diese Personenzahl.

»Durchsuchen wir eben das verdammte Gemäuer.« Ich zog den Kopf ein und drängte mich an meinem Freund vorbei auf den Ausgang dieser unheimlichen Schlaf stätte zu.

In meinem Nacken kribbelte es. Ich fühlte mich überhaupt nicht wohl, aber da war nichts zu machen, die weißen Vampire hatten es geschafft, uns zu überlisten. Wie schön wäre es gewesen, sie hier unten zu finden und dann…

Ich blieb stehen, denn ein für mich nicht einzuordnendes Geräusch war an meine Ohren gedrungen.

Es war über mir erklungen, vielleicht am Ende der Treppe, wo die Finsternis lauerte.

Auch Suko war aufmerksam geworden. Ich vernahm seine Stimme dicht an meinem Ohr. »Da stimmt was nicht.«

»Genau.«

Auf Zehenspitzen gingen wir weiter. Das Verlies hatten wir verlassen. Jetzt standen wir vor der Treppe und bewegten gleichzeitig und, ohne uns abgesprochen zu haben, die Arme nach vorn.

Die gelben Lichtstrahlen stachen über die Stufen, führten schräg in die Höhe, durchdrangen den Staub und trafen zielsicher auf ein weißes Gesicht.

Beide erschraken wir, obwohl wir damit gerechnet hatten. Es war zu schrecklich. Der Vampir lauerte am Ende der Treppe, und wir sahen ihn zum ersten Mal in all seiner Scheußlichkeit.

Das Gesicht wirkte wie mit Kreide eingerieben. Blutunterlaufen waren die Augen, ebenso der Mund, aus dem zwei spitze Zähne stachen, die auch Blutreste zeigten.

Ein schlimmes Bild, und ich schluckte.

Der Vampir war gefährlich genug. Wesentlich gefährlicher aber war das, worauf er sich stützte. Ein rundes Holzrad, über dessen oberen Rand nur der weiße Kopf schaute.

Das Holzrad zeigte uns seine Innenseite. Und sie war mit armlangen, rostigen Stahlnägeln gespickt, so daß sie wie das Ruhekissen eines Fakirs wirkte.

Der Vampir lachte schaurig und schleuderte einen Herzschlag später das verdammte Rad auf uns zu…

***

Father Ignatius und Ruth Thompson hatten den beiden Geisterjägern so lange nachgeschaut, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

Ruth schüttelte sich, während sie ihr Gewehr fest umklammert hielt.

»Was haben Sie?« fragte der Pater.

Die Frau hob die Schultern. »Ich drücke ihnen fest die Daumen und hoffe, daß sie es schaffen.«

»Da können wir nur beten.«

»Glauben Sie denn, daß sie es schaffen?«

Pater Ignatius lächelte. »Wissen Sie, mein Kind, ich habe John Sinclair kämpfen sehen. Ich kenne ihn lange genug. Er ist ein normaler Mensch, der auch seine Ängste und Sorgen hat. Aber er verstand es im Gegensatz zu zahlreichen anderen Personen, die Furcht vor Dingen zu überwinden, die so schrecklich sind, daß einem manchmal die Worte fehlen, sie zu beschreiben.«

»Wieso?«

»Sollten wir diesen Fall mit Gottes Hilfe geschafft haben, werde ich Ihnen vielleicht mehr über John Sinclair und dessen Freund Suko berichten.«

»Das sind doch keine typischen Polizisten«, flüsterte Ruth.

»Nein, eigentlich nicht. Sie gehören einer kleinen Sonderabteilung an, die sich um Dinge kümmert, von denen die meisten Menschen nicht einmal ahnen, daß so etwas überhaupt existieren kann.«

»Wie ich. Damals glaubte ich auch nicht an Vampire oder ähnliche Monstren.«

»Dabei sind diese Wesen nicht einmal die schlimmsten.«

»Wieso? Was gibt es denn noch?«

Pater Ignatius lächelte. »Es würde zuweit führen, Ihnen das alles erzählen zu wollen. Kommen Sie, wir wollten doch Ihren Vater begraben!«

Ruth hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht«, flüsterte sie.

»Das hatte ich vor, aber jetzt, wo ich weiß, daß die Gefahr überall lauern kann, möchte ich doch, daß wir damit noch ein wenig warten. Sind Sie einverstanden?«

Father Ignatius nickte. »Ich verstehe Sie sehr gut, mein Kind. Mir würde es nicht anders ergehen.« Er räusperte sich. »Hier auf dem Friedhof ist es mir ein wenig zu ungemütlich. Wir werden uns am besten die Häuser einmal ansehen.«

»Glauben Sie, daß sich die Blutsauger dort versteckt halten?« fragte Ruth Thompson.

»Das kann sein.«

Sie schaute auf ihr Gewehr, preßte die Lippen zusammen und holte durch die Nase Luft, bevor sie entschlossen nickte und sagte:

»So werden wir es machen.«

Sie verließen den Friedhof und schritten dem von Menschen verlassenen Ort zu.

»Die Leute müssen die Insel fluchtartig verlassen haben«, sagte Ruth Thompson.

»Wobei Ihr Vater als einziger zurückblieb.«

»Leider. Er fühlte sich Pater Robanus gegenüber immer in der Pflicht stehend. Das hat ihn das Leben gekostet.«

»Befinden sich überhaupt noch Schiffe im Hafen?« wollte Father Ignatius wissen.

»Nur ein paar kleine Boote, mehr nicht. Mit den anderen sind die Bewohner geflohen.«

»Kennen Sie ihr Ziel?«

»Wahrscheinlich statten sie den Nachbarinseln einen Besuch ab«, erwiderte Ruth. »Viele haben dort Verwandte wohnen, bei denen sie unterschlüpfen können.«

Da kann sie durchaus recht haben, dachte der Pater und blieb stehen, als sie das erste Haus erreichten.

»Was haben Sie?«

Der Mönch lächelte ein wenig und griff unter seine Kutte. Was der Stoff bisher verborgen gehalten hatte, holte der Mann nun hervor. Es war ein Kreuz.

Ein Holzkreuz aus Eiche. Es schimmerte matt und war vom vielen Anfassen am unteren Teil bereits abgewetzt.

Ruth Thompson schaute mit großen Augen auf das handgroße Kreuz. »Und Sie vertrauen darauf?«

»Ja«, erklärte Father Ignatius. »Ich habe mein ganzes Leben auf das Kreuz vertraut und bin damit immer gut gefahren.«

»Sicher. Ich… Ich meine nur …«

»Auch Sie sollten auf das Kreuz vertrauen. Dann sind Sie nie verlassen, auch wenn die Umgebung noch so einsam ist. Zudem werden Sie keine Angst mehr kennen, denn Sie wissen, daß jemand da ist, der Sie beschützt.«

Ruth wunderte sich. »Wie Sie das alles so sagen, Pater, einfach toll.«

»Nein, das nicht. Ich habe nur mein Leben danach eingerichtet. Das ist alles.«

Beide zuckten zusammen, als sie das scharfe Bellen und sofort danach ein schrilles Heulen vernahmen.

»Ein Hund!« hauchte Ruth.

Der Mönch nickte. Er schaute nach vorn, wo sich so etwas wie eine Straße andeutete. Im nächsten Moment sahen sie den Hund, der so gejault hatte.

Er sprang aus einem Haus, rannte auf sie zu, und dabei wankte er auch.

Ruth wurde steif vor Schreck. »Mein Gott!« keuchte sie, als sie das Tier sah.

Der Hund bot ein schreckliches Bild. Sein Fell war wohl mal braun gewesen. Davon konnten beide nichts mehr erkennen, denn überall sahen sie nur Blut. Jemand mußte dem Tier große Wunden beigebracht haben. Es konnte sich kaum auf den Füßen halten, jaulte

noch einmal, brach zusammen, überschlug sich und starb.
Ruth Thompson schüttelte sich. »Mein Gott«, hauchte sie. »Das ist ja grauenhaft.«
»Da sagen Sie was, meine Liebe.«
»Können Sie denn nichts dagegen tun?«
»Noch nicht. Ich habe bisher keine Vampire gesehen, aber wir müssen damit rechnen, daß sie in der Nähe lauern. Wahrscheinlich haben sie sich in den Häusern versteckt.«
Diese Annahme sollte der Mönch sehr schnell bestätigt bekommen, denn aus dem Haus, aus dem auch der Hund gelaufen war, kam eine andere Gestalt.
Ein weißer Vampir!
Bisher hatte Ruth Thompson nur von ihnen gehört und sie nicht zu Gesicht bekommen. Da war es auch leicht für sie gewesen, einen Schwur zu tätigen. Nun aber stand diese Bestie nur etwa 20 Yards von ihr entfernt und starrte sie an.
»Der will Blut«, sagte Father Ignatius.
Blut hatte er schon genug bekommen, denn sein weißer Körper bestand praktisch aus einem Muster.
Das Tier mußte schrecklich geblutet haben, als es von dem Vampir angegriffen wurde, und der rote Lebenssaft hatte sich auf der weißen Kleidung verteilt.
Das Gesicht war noch so geblieben. Eine schaurige Fratze, zumeist kalkig weiß, aber mit blutrot geäderten und unterlaufenen Augen. Dazu ein aufgerissener Mund und lange Zähne, die ebenso rötlich an den Spitzen schimmerten wie die Umrandung des Mundes.
Ein Bild zum Fürchten, zum Erschrecken, und Ruth verlor noch mehr von ihrem Mut.
»Das ist er«, hauchte sie und zitterte. »Ein weißer Vampir!«
Der Mönch sagte nichts. Wie ein Fels stand er und hielt sein Kreuz erhoben, während der Blutsauger gefährlich knurrte, seine weißen, knochigen Hände bewegte und langsam näher kam.
Seinen ersten Durst hatte er an einem Tier gestillt, aber er wollte kein Tierblut, sondern das eines Menschen. Nur dieser besondere Saft allein gab ihm die Kraft, sein unseliges Leben weiterzuführen.
Der Mönch ließ ihn kommen.
Er vertraute auf die Macht des Kreuzes, und er dachte an seinen Freund Pater Robanus, der den schrecklichen Blutsaugern nicht nur getrotzt, sondern sie auch verbannt hatte.
Weshalb sollte ihm nicht das gleiche gelingen?
Leider befand er sich nicht allein. Er hatte noch eine Verantwortung übernommen, denn die Frau durfte keinesfalls zu einem Opfer der Vampire werden.
Ignatius überlegte. Es dauerte Sekunden, bis er zu einem Entschluß

gelangt war. »Bleiben Sie hier stehen«, sagte er zu Ruth.
»Und Sie?«
»Ich werde ihn vernichten!«
»Aber Sie…«
»Kein Wort mehr!« zischte Ignatius. »Beten Sie, und drücken Sie mir nur die Daumen.«
»Das mache ich.«
Der Pater ging vor. Das Kreuz hielt er in der rechten Hand. Schon oft genug hatte er darauf vertraut, es würde ihn auch diesmal nicht verlassen, dessen war er sicher. Hier hatte er nicht ein Wesen wie den alten Fairbanks vor sich, sondern einen normalen Vampir, der durch ein Kreuz vernichtet werden konnte.
Auch Ruth schaute zu. Wie der Pfarrer, so konzentrierte sie sich auf den einen Vampir und vergaß dabei, daß es ja sieben waren, die irgendwo lauerten.
Und der zweite hatte das Dach eines Hauses erklommen. Dort hockte er jetzt und schob sich noch ein Stück weiter vor, um nach unten zu schauen.
Hätte Ruth jetzt nach oben gesehen, wäre ihr bestimmt das bleiche Gesicht aufgefallen, das sich über die Dachrinne schob und eine schreckliche Fratze war.
Der Vampir hockte zusammengeduckt und klammerte sich fest.
In seinen Augen leuchtete die Gier. Er schaute direkt auf die Frau mit den roten Haaren.
Der Vampir auf der Straße aber wich zurück. Jetzt hatte er das Kreuz gesehen, das der Pater so hart umklammert hielt. Er wußte um die Wirkung und bekam Angst.
Aus seinem Maul drang ein Fauchen. Sein Gesicht verzog sich noch mehr, so daß es zu einer Fratze des Schreckens wurde. Er wollte wieder zurück und sich in irgendeinem Haus verstecken.
Sein Gang war wankend, taumelig, doch der Father Ignatius ließ ihm keine Chance. Er wollte das erste Exempel durchführen.
Im gleichen Augenblick richtete sich ein zweiter Vampir auf dem Dach auf. Dies geschah langsam, fast wie im Zeitlupentempo. Seine Arme streckte er vor. Er brauchte diese Haltung, um das Gleichgewicht zu halten.
Nicht nur Menschen, auch Vampire mußten mit der Tücke des Objekts kämpfen. In diesem Fall war es die Dachrinne. Nicht mehr sehr stabil, bog sie sich durch, als sie das Gewicht des Vampirs spürte. Sie knarrte häßlich, ein Geräusch, das auch Ruth Thompson auffiel.
Und aufschreckte!
Instinktiv tat sie genau das Richtige. Sie kreiselte auf der Stelle herum und schaute auch nach oben.
Da sah sie die Gestalt!

Der Vampir hatte sich aufgerichtet, um auf sein Opfer zu springen. Dabei glitten auch seine Arme in die Höhe. Er sah aus wie ein menschliches Flugzeug. Das Gesicht und die Augen zielten steif und starr auf Ruth Thompson.

Dann stieß er sich ab.

Im freien Fall jagte er auf Ruth zu, und er war bereit, seinen schrecklichen Trieb zu stillen, doch auch Ruth reagierte. Sie blieb nicht auf dem Fleck stehen, sprang einen Schritt zur Seite, riß ihr automatisches Gewehr hoch und drückte ab.

Zweimal peitschten die Schüsse auf. Die Klänge hörten sich an wie einer. Echos schwangen über das Land, wetterten auch zwischen den Hauswänden, und die Frau sah, daß der fallende Vampir von zwei Kugeln getroffen wurde.

Es waren hämmernde Einschläge. Die Geschosse wühlten sich in die Brust des Untoten, noch bevor dieser zu Boden krachte, sich dort überschlug und liegenblieb.

Geschafft! Sie jubelte innerlich und richtete die Gewehrmündung auf den am Boden liegenden Vampir, während sie sich ihm mit zögernden Schritten näherte.

Auch der Pater hatte die Schüsse vernommen. Sie hatten ihn erschreckt, denn sie waren ohne Vorwarnung aufgeklungen, und Father Ignatius kreiselte herum.

Seinen Vampir vergaß er, so daß dieser Zeit hatte, sich in einem Haus zu verstecken.

Der Mönch bekam große Augen. Er sah, daß Ruth einen Riesenfehler machte, denn sie schritt auf den Blutsauger zu, der sicherlich noch nicht erledigt war.

»Nein, bleiben Sie!« schrie der Pfarrer.

Ruth hörte ihn zwar, allein, sie wollte nichts davon wissen. Ihr Haß auf den Blutsauger war grenzenlos. Und wenn sie ein volles Magazin leerte, sie wollte ihn…

Da sprang er hoch!

Ruth hörte noch sein widerliches Lachen, sah die Gestalt plötzlich dicht vor sich und spürte auch ihre kalten Totenfinger, die sie anfaßten und herumwirbelten.

Jetzt hatte er sein Opfer!

***

Der weiße Blutsauger hatte das verdammte Rad auf uns zugewuchtet. Es war schwer, und ich hatte der Gestalt nicht soviel Kraft zugetraut. Wenn uns das Ding traf und seine rostigen Nägel in unsere Körper hackten, konnten wir unter Umständen sterben.

Viel Raum zum Ausweichen stand uns nicht zur Verfügung. Es war verdammt eng. Zur Seite konnten wir auch nicht weg, da waren die

Mauern. Blieb nur der Ausweg nach hinten.

Suko hatte es besser. Er stand hinten, so deckte ich ihn praktisch mit meinem Körper.

Ich stieß mich zur gleichen Zeit ab wie mein Freund. Beide katapultierten wir uns zurück. Ich vernahm Sukos wütendes Fluchen, hörte den Fall und krachte ebenfalls zu Boden, wobei ich noch in Schutt und Gerumpel fiel.

Das Rad war schnell.

Ich sah es immer größer werden, und die verdammten Nägel schienen mich anzustarren wie böse Augen.

Wie ein Deckel würde es auf mich fallen, wenn…

Ja, das Wort wenn!

Ich hatte unwahrscheinliches Glück, daß das Rad mit der von mir aus gesehenen linken Seite gegen die Gangwand hieb und aus der Richtung kam.

Es kippte schon vorher.

Im Licht der Lampe konnte ich erkennen, wie es sich drehte und auf die Stufen schlug, wobei es sich für einen Moment hochkant stellte und erst dann wieder nach unten fiel.

Mit den Nägeln zuerst.

Selten in meinem Leben habe ich so schnell die Beine angezogen, wie in diesen Augenblicken.

Dann knallte das kompakte Holzrad zu Boden – und erwischte mich nicht.

Zwar hämmerte noch der Rand auf meine Knöchel, doch keiner der rostigen Nägel durchbohrte meinen Schuh.

Geschafft!

Über mir heulte der Vampir. Auch er hatte die Erfolglosigkeit seiner Aktion mitbekommen, und er wurde in diesem Augenblick vom Strahl der Lampe erfaßt, die mein Freund Suko direkt auf ihn gerichtet hielt.

Das gelbe Licht durchdrang den Staub, ich sah das verzerrte Gesicht und hörte im nächsten Augenblick den Schuß.

Mein Freund hatte dicht unter die Fratze gezielt und genau getroffen.

Der weiße Vampir zuckte zusammen, warf seine Arme in die Höhe, begann, schrecklich zu schreien, drehte sich auf der Treppenstufe und fiel mit grotesken Pirouetten nach vorn, wobei sein Körper die Stufen hinunterhüpfte und schwer auf die nagelfreie Seite des Holzrads krachte.

Es gab einen dumpfen Schlag. Mit ausgestreckten Armen und bäuchlings blieb der Blutsauger liegen. Seine Krallenhände hatte er noch um den Rand geklammert, und er versuchte auch, wieder auf die Füße zu kommen, doch das geweihte Silber vereitelte dieses Bemühen.

Es war einfach zu stark.

Der Blutsauger hatte keine Chance. Zwar bekam er seinen Rücken

noch in die Höhe, doch wir merkten sehr bald, wie er einsackte und regelrecht durchfiel, da die Knochen keine Kraft mehr und keinen Zusammenhalt fanden.

Der Blutsauger verging.

Ich zog meinen Fuß unter dem Rand des Rads weg und stand ebenfalls auf. Dann drehte ich mich um, hustete, und Staub drang in meinen Rachen. Aus der Wolke sah ich Sukos Gesicht auftauchen.

»Das war knapp«, sagte mein Freund.

»Und wie.«

Ich streckte mein Bein vor. Die Fußspitze drückte ich gegen die Hüfte des Vampirs.

Widerstand fand sie kaum, denn der Blutsauger war dabei, sich allmählich aufzulösen. Die Knochen wurden zu Mehl, und wir hatten es nur noch mit sechs dieser Vampire zu tun.

Das waren genau sechs zuviel.

Über den Verendeten stiegen wir hinweg und schritten die alten Steinstufen der Treppe hoch, die mit einer fingerdicken Staubschicht bedeckt waren.

Oben klopften auch wir uns flüchtig den Dreck und Staub aus der Kleidung. Wir standen wieder in der großen Schloßhalle, durch deren Fensterlöcher der Wind pfiff.

Beide dachten wir das gleiche. Ich sprach es aus. »Ob es der einzige Vampir war, der sich hier verborgen gehalten hat?«

»Willst du das Schloß durchsuchen?«

»Würde ich gern…«

»Aber?«

Ich hob die Schultern. »Denk an den Pater und das Mädchen. Die beiden sind…«

Da hörten wir die Schüsse. Sie waren nicht in der Nähe aufgeklungen, sondern weiter entfernt. Eine Richtung war schlecht abzuschätzen, da das Echo sehr wechselte. Meinem Gefühl nach konnten die Schüsse eigentlich nur von Ruth Thompson abgegeben worden sein, da sie ein Gewehr besaß.

Wir dachten nicht mehr an unser Vorhaben, auch noch die übrigen Teile der Burg zu durchsuchen, sondern eilten hinaus.

Die Schüsse wiederholten sich nicht. Ruhe lag über der Insel. Mir kroch es kalt den Rücken hoch, und ich mußte hart schlucken. War mit diesen zwei Schüssen alles vorbeigewesen?

Wir schauten dorthin, wo die Ansiedlung lag. Erkennen konnten wir nichts, nur ein paar Dächer der etwas höher gebauten Häuser.

Das war schon alles.

Aber wir vernahmen ein Geräusch.

Es war über uns erklungen und schien aus dem grauen, wolkenverhangenen Himmel zu dringen.

Wir hoben die Köpfe.
Zunächst einmal verdeckten die Wolken das Sichtfeld, bis sich ein winziger Punkt aus ihnen löste und der Wind abermals den Klang eines Propellergeräusches herantrug.
Ein Flugzeug kam.
Es flog aus südlicher Richtung heran und schien auf dem Festland gestartet zu sein. Hatte Ruth nicht von einer Postmaschine gesprochen? So mußte es sein.
Wir würden Besuch bekommen, wobei der Pilot nicht ahnte, daß er direkt in eine Hölle flog…

***

Der Vampir wollte Ruth Thompson zu Boden reißen, um sie dort beißen zu können. Aber er hatte Pech und die Frau Glück, denn ihr gelang es, das Gewehr hochzureißen und den breiten Kolben zwischen sich und den Blutsauger zu klemmen.
Sie fiel zuerst, der Vampir kippte auf sie, aber zwischen ihnen befand sich das Gewehr.
Der Kopf des Blutsaugers bewegte sich nach vorn. Das blutumränderte Maul war aufgerissen und bildete ein schauriges Oval, aus dem die beiden Zähne stachen.
Ruth kämpfte verbissen. Sie hatte ihre erste Panik unterdrücken können, und ihr Widerstandswille war erwacht. Sie dachte an ihren Schwur, den sie geleistet hatte, und es gelang ihr tatsächlich, die gefährlichen Zähne von ihrem Hals fernzuhalten.
Ruhig blieb sie nicht liegen. Sie strampelte mit den Beinen, winkelte sie auch an und rammte ihre Knie in die Höhe, wobei sie den Vampir traf, ihm leider keine Schmerzen zufügen konnte, denn ein Blutsauger reagiert anders als ein Mensch.
Mit einer Hand drückte der weiße Vampir die rechte Schulter der Frau gegen den Boden, mit der anderen hielt er den Lauf des Gewehrs umklammert. Er wollte es bis zum Hals der Frau drücken, um ihr die Luft abzupressen.
Ruth stemmte sich dagegen. Sie jammerte, schrie und keuchte, weil sie von einer unheimlichen Wut erfüllt war und auch merkte, daß die Kräfte des Vampirs doch stärker waren.
Aber sie bekam Hilfe.
Father Ignatius hatte sich umgedreht und den anderen Blutsauger einfach laufenlassen. Er sah Ruth in Gefahr und eilte mit Riesenschritten und wehender Kutte heran.
»Stirb, du verfluchter Satan!« brüllte er, so laut er konnte. »Fahr zur Hölle!«
Der weiße Vampir hörte die Worte. Er sprang hoch, und in dem Augenblick stürzte sich der Pater auf ihn.

Den rechten Arm hatte er vorgestreckt, in der Hand hielt er das Kreuz, das der Blutsauger dicht vor seinem Gesicht auftauchen sah, bevor es genau in seine schreckliche weiße Fratze hineingedrückt wurde.

»Uuuooohhaaarrrhhh!«

Ein nicht mehr menschlich zu nennender Schrei drang aus seinem Maul, als er nach hinten kippte, über die Beine der Frau wegfiel und auf dem Rücken liegenblieb.

Er lag im Dreck der Straße, seine Beine bewegten sich hektisch, die Hacken trommelten auf den Boden. Zudem lugte plötzlich die Sonne hinter einer Wolke hervor. Zufällig traf einer ihrer Strahlen haargenau sein Gesicht und zeichnete den großen Abdruck des Kreuzes noch deutlicher nach.

Er war pechschwarz!

Dabei bildete er einen starken Kontrast zum Weiß des Gesichts, das aber seine Farbe verlor und allmählich grau wurde. Um den Abdruck des Kreuzes herum zerfiel das Gesicht. Die Haut platzte weg, und helle Knochen kamen zum Vorschein.

Father Ignatius wandte sich ab. Um diesen Blutsauger brauchte er sich nicht mehr zu kümmern. Der war erledigt. Ruth hatte sich ebenfalls erhoben.

Sie starrte ihn an.

In ihren Augen lag ein seltsamer Ausdruck. Father Ignatius hatte ihn schon des öfteren bei Menschen erlebt. Immer dann, wenn sie etwas erlebt hatten, das sie nicht fassen konnten, weil es einfach zu unbegreiflich war und erst im nachhinein durch die Erinnerung wieder hochgespült wurde und es deshalb manchmal zu panikartigen Reaktionen kam.

Sicherheitshalber wand der Mönch ihr das Gewehr aus den Händen. Dann erst sprach er sie an.

»Ja!« Sie antwortete mit diesem einen Wort und zuckte zusammen. »Was ist denn?«

»Er ist erledigt!«

Da erst begriff sie. »Der Vampir?«

»Ja, meine Liebe. Kommen Sie! Wir können nicht mehr lange hierbleiben.«

Ruth Thompson tastete nach der Hand des Paters, als suche sie Schutz. Dann schaute sie auf den allmählich vergehenden Blutsauger, der mittlerweile völlig zu Staub verfallen war. Gerade jetzt fegte ein Windstoß herbei, wehte den Staub zu einer langen Fahne hoch und trug die Reste davon.

»Das war der Vampir«, murmelte der Mönch.

»Und die anderen?« hauchte Ruth.

»Werden wir auch noch bekommen. Ich bin sicher, daß sie das

Schloß verlassen haben und sich hier in der Umgebung herumtreiben.« Während dieser Worte schaute sich Father Ignatius um, sah aber nichts, sondern nur die wie tot wirkenden Fassaden der alten Häuser.
»Vielleicht beobachten sie uns.«
»Das ist möglich.«
»Mein Gott, was sollen wir tun?«
Der Mönch lächelte. »Abwarten, meine Liebe, nur einfach abwarten, das ist am besten.«
»Sie sagen das so leicht. Ich habe wirklich eine Höllenangst ausgestanden. Wäre ich allein gegen die Vampire angegangen, dann hätte ich wirklich nicht…« Sie verstummte, denn sie sah, daß ihr Begleiter seinen Kopf in den Nacken gelegt hatte und den Blick gegen den grauen Himmel richtete.
»Was ist los?« fragte Ruth.
»Hören Sie das Geräusch nicht?«
Die Frau konzentrierte sich. »Ja!« flüsterte sie nach einer Weile, »da ist ein Brummen. Von einem Flugzeug, würde ich sagen. Himmel, es wird doch nicht das Postflugzeug sein.«
»Welches sonst?«
»Dann…« Sie schluckte. »Dann wird es hier auf der Insel landen. Und der Pilot…«
»Ich werde ihn warnen.«
»Und was machen Sie mit mir?«
»Ich bringe Sie in Sicherheit, Ruth.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Wo kann man denn auf dieser verdammten Insel vor den Blutsaugern sicher sein? Nirgendwo, sage ich Ihnen. Die sind zu grauenhaft, die laufen…«
Der Mönch schob Ruth Thompson herum, so daß ihr Blick genau auf die Kirche fallen mußte. »Dort ist das Haus Gottes«, erklärte er.
»Die Vampire sind Geschöpfe des Satans. Sie werden sich nicht in die Kirche hineintrauen. Da sind Sie sicher!«
»Meinen Sie wirklich?«
»Ja, natürlich, kommen Sie.« Father Ignatius schob die Frau vor, weil sie noch zögerte, sich in Bewegung zu setzen. Dann ließ er sie los. »Laufen Sie den Rest allein. Die Tür ist offen. Und beten Sie, wenn Sie können. Noch sind sechs Vampire übrig.« Von dem Blutsauger, der in der Burg erledigt worden war, wußten beide ja nichts.
Father Ignatius atmete auf, als die Frau im Gotteshaus verschwunden war. Jetzt konnte er sich um die anderen Vampire kümmern, doch zuvor schaute er in den Himmel.
Deutlich schälte sich das Flugzeug aus den grauen Wolken. Es war eine Piper. Die Tragflächen wackelten ein wenig, denn in der Höhe herrschten Turbulenzen.

Der Pater wußte nicht, wo die Maschine landen wollte. Einen Flugplatz hatte er bisher nicht gesehen. Er rechnete aber damit, daß es auf einer freien Fläche nahe der Ansiedlung geschah.

Von John Sinclair und dessen Freund Suko sah er nichts. So wollte er den Piloten warnen und darauf drängen, daß dieser die Insel sofort wieder verließ.

***

Vampire sind keine Menschen!

Ein etwas spöttischer oder zynischer Spruch, der im Prinzip jedoch stimmte. Denn die Wiedergänger dachten nicht, konnten nicht überlegen. Wenn sie ihre zweite Gestalt angenommen hatten, dann gierten sie nur nach Blut.

Dabei jedoch schätzten sie genau ihre Chancen und Möglichkeiten ab.

Fünf Augenpaare starrten auf die jetzt leere Straße. Und fünf Vampire hatten miterlebt, was geschehen war, wie ihr Artgenosse sein untotes Dasein aushauchte, und sie hatten sich auf den neuen Feind eingestellt.

Es war der Mann mit der Kutte!

Er trug das Kreuz bei sich, genau die Waffe, vor der die Blutsauger die größte Angst hatten. Wenn er sie einsetzte, waren sie rettungslos verloren.

Aber sie brauchten Blut.

Noch fühlten sie sich schwach. Erst wenn sie den Lebenssaft der Menschen getrunken hatten und dieser ihre bisher leeren Hüllen ausfüllte, würden sie wieder zu dem werden, was sie einmal waren.

In den verschiedensten Häusern hatten sie sich verteilt. Sie hockten in den Kellern, um zu beobachten, und sie hielten sich in den Räumen auf, in denen es am dunkelsten war.

Die Mäuler hatten sie aufgerissen. Dolchartig stachen ihre Zähne hervor, und sie grinsten, als sie sahen, daß sich die beiden Menschen trennten.

Die Frau lief auf die Kirche zu, um in ihr Schutz zu suchen. Der Mann aber, Feind der Vampire, bewegte sich von ihnen weg.

Er interessierte sie im Moment nicht.

Die Frau war wichtiger. Deshalb teilten sie sich und verteilten das Verhältnis zugunsten der wehrlosen Frau.

Drei Vampire verließen ihre Löcher und begaben sich dorthin, wo die Frau sich versteckt hielt.

Die anderen beiden blieben ebenfalls nicht in den Häusern hocken. Sie wollten sich auf die Spur des Mönches setzen. In so unterschiedliche Richtungen sie auch fortgingen, etwas jedoch hatten sie gemeinsam.

Die Bewaffnung.
Nicht nur ihre gefährlichen Zähne, sondern auch Schlagwerkzeuge, die sie in den Kellern gefunden hatten…

***

Die Piper ging immer tiefer. Wir schauten zu, wie sie noch eine Schleife drehte und sich dann ihrem Landeplatz näherte, der nicht weit von der Ansiedlung entfernt lag. Es war ein genügend breites und langes Stück Weideland, auf dem keine Steinbrocken oder Felsstücke lagen. An den routinierten Flugbewegungen des Piloten erkannte ich den Fachmann. Der Flieger wußte genau, was er tat.
Er setzte die Maschine auch sicher auf dem holprigen Boden auf.
Zwar schüttelte sich der Flugkörper, aber er rollte schließlich sanft und sicher aus.
Dann stand er, und die Propeller drehten sich aus, während wir schon unterwegs waren.
Wir kamen gerade rechtzeitig, um zu sehen, daß der Pilot einen Postsack aus der offenen Einstiegsluke schleuderte. Er selbst sprang hinterher und sah unser Winken. Überrascht schaute er uns an.
»Was machen Sie denn hier auf der Insel?« fragte er, »und wo ist Norman Taylor, der normalerweise die Post in Empfang nimmt?«
»Geflohen!«
»Was?« Der Mann zog ein erstauntes Gesicht. Er besaß eine sonnenbraune Haut, und auf seiner Oberlippe wuchs ein dunkler Schnauzbart.
»Ja«, sagte ich, und nickte. »Steigen Sie wieder in Ihre Maschine, und fliegen Sie ab.«
»Ha.« Er lachte auf, stemmte seine Arme in die Hüften und schüttelte den Kopf. »Ich denke überhaupt nicht daran.«
»Mann, das ist kein Scherz!« fuhr Suko ihn an.
»Was willst du denn?«
Suko griff in die Tasche und holte seinen Ausweis hervor, den er dem Piloten unter die Nase hielt. »Reicht Ihnen das, mein Lieber?«
»Scotland Yard?«
»Wie Sie sehen.«
»Aber was haben Sie auf Hay Island zu tun? Mann, hier sagen sich Fuchs und Hase gute Nacht…«
»Heute nicht mehr«, unterbrach ich ihn.
»Was ist los, zum Teufel?« Er trat wütend mit dem rechten Fuß auf, und der Absatz seines Fliegerstiefels verschwand im weichen Grasboden. »Geht es hier etwa um ein Staatsgeheimnis?«
Da hatte er mir ein Stichwort gegeben. »Genau darum geht es, Meister.«
Er grinste schief. »Aber ein neuer Bond-Film wird wohl nicht gedreht

– oder?«

»Nein, das ist kein Film.«

Hinter uns hörten wir hastige Schritte, drehten uns um und sahen Pater Ignatius herbeieilen. Er winkte mit beiden Händen und rief laut. »Ich habe einen Vampir erledigen können und…« Er unterbrach sich, denn ihm war wohl eingefallen, daß er schon zuviel gesagt hatte.

Der Pilot reagierte bereits. »He, was haben Sie da gesagt? Einen Vampir erledigt?« Im nächsten Augenblick hörten wir das Lachen des Mannes. »Das glauben Sie doch selbst nicht, Mann. Vampire, die gibt es nur im Film. Mir scheint, daß Sie hier doch einen Streifen drehen.«

»Es ist kein Spaß«, sagte ich.

Er winkte ab. »Hören Sie doch auf!« Dann bückte er sich und hob den Postsack an. »Den werde ich jetzt Norman bringen. Und wenn Sie hundertmal zur Polizei gehören, Sie können mich nicht daran hindern, meinen Job auszuführen.«

Ich verdrehte die Augen. Dem Knaben war wirklich nicht zu helfen. Aber wer glaubte schon an Vampire? Dieser schottische Dickkopf bestimmt nicht.

Suko ließ ihn genau drei Schritte weit kommen. Dann faßte er ihn an der Schulter und riß ihn herum. »Sie steigen jetzt in Ihre Maschine und fliegen wieder ab.«

Der Mann ließ den Postsack fallen. Er wollte sich von Suko nicht hindern lassen, hatte die Hand schon geballt und schlug zu.

Mein Freund war schneller. Sein Arm schoß vor, und mit der flachen Hand stieß er den Piloten zurück.

Pater Ignatius und ich standen dabei und schauten ihm zu. Suko hatte Kraft hinter den Stoß gelegt. Er war ärgerlich gewesen und erwischte den Piloten auf dem falschen Bein.

Der Mann taumelte zurück, schlug noch mit den Armen um sich, stolperte über eine Bodenwelle, fiel auf den Rücken und rollte an der anderen Seite der kleinen Erhebung wieder nach unten, was wir nicht sehen konnten.

Suko drehte sich um. »Der Kerl hätte uns…«

»Aaaahhhgrrhhh!«

Wir hörten den schlimmen Schrei, schauten uns kurz an, und Suko war der erste, der startete.

Er erreichte den Mann auch vor Pater Ignatius und mir. Es waren vielleicht zwei Sekunden, die wir später kamen, und alle drei sahen wir den Vampir, der sein Opfer wegschleifte.

Mit der Linken hielt er das Handgelenk des Piloten umklammert, in seiner Rechten befand sich noch ein Beil mit blutiger Klinge…

***

Ruth Thompson schloß die Kirchentür hinter sich zu, lehnte sich mit

dem Rücken gegen das Holz und atmete ein paarmal tief durch.
Dabei gelang es ihr nicht, ein Zittern des Körpers zu vermeiden.
Ihre Zähne schlugen aufeinander, und sie spürte erst jetzt die Reaktion auf all die hinter ihr liegenden Schrecken.
Sie dachte daran, daß sie allein ihren Vater hatte rächen wollen.
Hätte sie dies versucht, wäre sie längst tot gewesen.
Allmählich nur beruhigte sie sich und schaute durch das Kirchenschiff nach vorn zum Altar.
Es war ein schlichter Opferstein mit einem hochkant stehenden Unterteil und einer waagerecht daraufliegenden Platte. Ein Metallkreuz stand auf dem Tisch, daneben hatte eine Vase mit Feldblumen ihren Platz gefunden.
Die Blumen ließen traurig die Köpfe hängen. Sie hätten längst ausgewechselt werden müssen.
Ausgewechselt hätte Ruth auch gern ihre Knie. Sie konnten ihr Körpergewicht kaum halten, so sehr zitterten sie. Mensch, reiß dich zusammen, dachte sie. Du bist doch sonst anders und kommst durchs Leben. Jetzt nicht nachgeben.
Sie hob ihre rechte Hand und strich entschlossen die rote Haarflut zurück.
Ihr Blick war weiterhin auf den Altar gerichtet. Pater Ignatius hatte ihr gesagt, daß sie in der Kirche Schutz finden würde, und sie vertraute auch auf das Kreuz.
Es stand auf dem Altar, schien sie zu locken und ihr zu sagen, daß alles gut werden würde.
Ruth kannte die Kirche. Wenn sie die Kinder unterrichtete, ging sie auch an einem Tag in der Woche vor Beginn der Schule in die Kirche und betete mit ihnen.
Das Innere des Gotteshauses entsprach der Landschaft und den Menschen, die auf der Insel wohnten. Kunstliebhaber wären an der Kirche vorbeigegangen. Sie war schmucklos. Da hingen keine prächtigen Bilder an den Wänden, und die Stationen des Kreuzweges waren durch Steinbilder gekennzeichnet worden.
Die Fenster waren hoch, und sie liefen an ihrer Oberseite spitz zu. Das Glas zeigte eine graue Farbe, es war nicht bunt wie bei den gotischen Bauten.
Die beiden Bankreihen rechts und links des Mittelganges bestanden aus hartem Eichenholz, das Jahrhunderte überdauerte.
Links vom Altar existierte eine kleine Tür, die in die Sakristei führte. Ruth kannte den Raum ebenfalls, sie hatte ihn einmal mit den Kindern der Schulklasse besichtigt.
Die Frau überlegte, ob sie sich in der Sakristei verstecken sollte.
Das wäre Unsinn gewesen, ihr bot das größere Kirchenschiff mehr Schutz.

Wenn sie stehenblieb und ihre Schritte verklungen waren, dann hörte sie den Wind. Er sang um den Kirchturm und fing sich in kleinen Winkeln oder Mauernischen.

Fünf Schritte vor dem Altar blieb sie stehen. Automatisch fanden ihre Hände zueinander und falteten sich. Der Pater hatte ihr geraten, ein Gebet zu sprechen. Diesem Rat wollte sie folgen, und sie sprach die Worte, die sie auch den Kindern beigebracht hatte, wandelte sie aber ein wenig ab, denn sie flehte um Schutz für ihre eigene Person und die drei tapferen Männer draußen, die sich den Blutsaugern stellten.

Ein Geräusch schreckte sie auf.

Am Fenster hatte sie es gehört, und ihr Kopf flog fast nach rechts, wobei sie noch einmal erschrak, denn etwas knallte gegen die Scheibe.

Ein Stein!

Plötzlich schlug ihr Herz schneller. Sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Die Vampire hatten sie nicht aus den Augen gelassen. Ihnen war bekannt, wo ihr Opfer steckte.

Ruth Thompson schluckte. Auf einmal fühlte sie sich auch in der Kirche nicht mehr sicher und bekam dies im nächsten Augenblick bestätigt, als die Scheibe von einem zweiten, größeren Stein getroffen wurde und mit einem satt klingenden Klirren zerbrach.

Ruth huschte rasch zur Seite, denn der Stein hätte sie fast noch getroffen. Neben ihr lagen die Splitter, und sie wartete förmlich darauf, hinter dem noch restlichen Glas die Umrisse eines Blutsaugers zu sehen.

Die Gefahr näherte sich von einer völlig anderen Seite. Ruth kannte die Sakristei zwar, aber sie hatte nicht mehr daran gedacht, daß dieser kleine Anbau zwei Türen besaß.

Eine führte in die Kirche, eine zweite von der Sakristei aus nach draußen.

Und durch sie hatten es zwei Blutsauger geschafft, den Anbau zu betreten, während der dritte das Opfer ablenkte, indem er die Scheibe zerstörte.

Ruth Thompson hörte nicht, daß die Tür zur Sakristei aufflog, sie sah nur die Folgen.

Und die waren schlimm.

Ein wildes Fauchen erklang, Ruth fuhr herum und sah die beiden Blutsauger auf der Türschwelle stehen, wobei einer eine Eisenstange in der Hand hielt und der zweite eine Heugabel…

***

Sie waren in der Kirche! Vampire im Gotteshaus! Für Ruth Thompson brach eine Welt zusammen. Mit allem hätte sie gerechnet, das war einfach zuviel für sie.

Der Schrei drang über ihre Lippen, und er hallte durch das fast leere

Kirchenschiff.
Aber sie blieben stehen.
Sie spürten die Macht, die von dem Gotteshaus abstrahlte, vor allen Dingen von dem Kreuz, das auf dem Altar stand, und sie trauten sich nicht näher.
Ihre weißen Fratzen mit den blutgeäderten Augen und den ovalen Mäulern waren verzogen. Die beiden Vampire zitterten, als hätte man sie unter Strom gesetzt.
Hart und genau fixierten sie ihr Opfer. Der Untote mit der Heugabel hob seinen rechten Arm. Die Zinken der blanken Waffe vibrierten. Er schien Maß zu nehmen und zu überlegen, in welch einen Körperteil er die Gabel schleudern wollte.
Diese Bewegung löste die Starre von Ruth Thompson. Plötzlich wußte sie, was sie zu tun hatte. Auf dem Absatz machte sie kehrt.
Sie dachte nicht mehr an den Altar und auch nicht an das Kreuz, das auf ihm stand, sie wollte nur weg.
Nach draußen fliehen und dort ihre Not hinausschreien, denn die anderen mußten sie einfach hören.
Ruth Thompson hatte sich so sehr beeilt, daß sie vor der Tür nicht mehr rechtzeitig stoppen konnte, über ihre eigenen Beine stolperte und gegen das Holz krachte. Die Klinke stieß noch in das weiche Fleisch ihrer Hüfte, bevor ihre rechte Hand nach unten fiel, den geschwungenen Eisenbogen fand, ihn nach unten drückte und sie die Tür aufstieß.
Ruth wankte vor, trat über die Schwelle, und ein zweiter Schrei löste sich gellend aus ihrer Kehle.
Vor ihr stand der dritte Vampir!

***

Mit allem hätten wir gerechnet, nur nicht mit dieser grauenhaften Szene. Praktisch in unserer Nähe hatte dieser Vampir zugeschlagen, und er war bewaffnet.
Die blutige Axt bewies es!
Ob der Pilot tot war, konnten wir nicht sagen. Jedenfalls schleifte der Blutsauger ihn hinter sich her, und sein Vorsprung vergrößerte sich, denn er hatte schon fast die Rückseite des ersten Hauses erreicht, an die sich ein dicht wachsender Garten anschloß.
Ich hatte meine Beretta gezogen. Suko hielt die Waffe ebenfalls in der Hand.
Wir schossen zur gleichen Zeit.
Ob wir getroffen hatten, wußten wir nicht, denn als unsere Schüsse krachten, da hechtete der Vampir mit seinem Opfer bereits in die Büsche.
Uns hielt nichts mehr. Wie Rennläufer starteten wir. Auch der Mönch

lief mit, und wir nahmen den direkten Weg, der durch Blutstropfen gezeichnet war.

Kurz vor Erreichen des Ziels trennten wir uns. Ich lief nach rechts weg, Suko und der Pater nach links.

Da tauchte der Vampir auf.

Zwischen den grünen Zweigen sah ich seine weiße Fratze schimmern. Er wollte noch wegtauchen, als ich bereits meinen Dolch in der Hand hielt und die Klinge so nach vorn rammte, daß sie genau zwischen die Zweige paßte und direkt ins Ziel drang.

Ich spürte einen kurzen Widerstand, hörte ein dumpfes Gurgeln, dann war die weiße Fratze verschwunden.

Wie ein Berserker brach ich durch die Büsche, trat noch auf den liegenden Vampirkörper und sah aus den Augenwinkeln, daß sein von der Dolchklinge zerstörtes Gesicht zerlief.

Schnell kniete ich neben dem Piloten. Links von mir hörte ich Geräusche. Dort kämpften sich Suko und Father Ignatius durch die Büsche, ich aber schaute mir den Mann an.

Es hatte ihn böse erwischt. Ich glaubte nicht mehr daran, daß er noch lebte, fühlte nach seinem Herzschlag und merkte ein schwaches Zucken.

Himmel, er hatte den Axthieb überstanden!

Es rann mir kalt über den Rücken, aber der Mann mußte unbedingt verbunden werden. Sein Gesicht wirkte wie mit Blut übergossen. Es war noch über das Kinn hinaus verlaufen und dann in seiner Pilotenkleidung versickert. Die Axt hatte ihn am Kopf erwischt, aber nicht voll getroffen. Die Schnittwunde verlief von der Stirn bis zum Ohr.

Wir befanden uns in einem ziemlich dichten Gebüsch. Ich mußte den Schwerverletzten hinausziehen. Dem Vampir warf ich keinen Blick mehr zu, er verging.

Dafür sah ich Suko und den Pater!

Sie hatten einen zweiten Blutsauger gestellt. Soeben bekam er von dem Pater einen Schlag, der ihn zurück und gegen einen dicken Baumstamm schleuderte.

Mit dem Rücken hieb er dagegen, schrie schrill und wollte wieder nach vorn stürzen, doch da war Suko, dessen Arme sich blitzschnell von hinten um seinen Körper schlangen, so daß der Vampir nicht mehr dazu kam, seine Axt zu benutzen, denn er hatte die schreckliche Waffe seines Argenossen aufgehoben.

»Vernichten Sie ihn!« schrie Suko.

Und der Pater tat es. Mit seinem Kreuz wollte er dem Blutsauger ans Fell.

Der weiße Vampir wehrte sich. Er wand sich in Sukos Griff, bewegte nicht nur seine Schultern, sondern auch die Füße. Er wollte den Pater

treten, doch Ignatius wich stets geschickt aus.
Dann war er am Mann.
Wieder zielte er auf das Gesicht. Dem Vampir gelang es noch, das rechte Handgelenk zu fassen, doch er konnte es nicht mehr aus der ursprünglichen Richtung drehen. Das Kreuz war bereits zu nahe vor seinem Gesicht, und es wurde hineingerammt.
Ein Volltreffer!
Der Blutsauger preßte seinen Kopf so hart nach hinten, als wollte er in den Baumstamm eindringen. Dann gaben seine Beine nach, und Suko konnte ihn loslassen.
Nach vorn kippte der Vampir. Er streckte seine weißen Hände aus, als wollte er sich noch an der Kutte des Paters festklammern, doch Father Ignatius trat zur Seite, so daß die Monstergestalt ins Leere griff und endgültig zu Boden fiel.
Geschafft!
Nur noch drei Vampire waren übrig.
Ich trug den Schwerverletzten herbei und sah die starren Bicke der beiden Freunde.
»Ist er tot?« fragte der Pater.
»Nein, noch lebt er. Aber er braucht unbedingt eine ärztliche Behandlung.«
»Hier?« fragte Suko.
»Wohl kaum.«
»Von der Insel wegfliegen, das können wir nicht«, sagte Pater Ignatius. »Wir haben noch nicht alle Blutsauger gestellt. Und denken Sie an Ruth Thompson.«
»Mein Gott, wo steckt sie?« rief ich.
»In der Kirche.« Father Ignatius erklärte uns, welche Verhaltensregeln er ihr gegeben hatte.
Da waren wir beruhigt.
Suko fügte noch etwas hinzu. »Wenn Sie Ruth Thompson in die Kirche gesteckt haben, werden die Blutsauger vor dem Gotteshaus warten.«
»Und wir könnten sie packen.« Der Pater war jetzt richtig in Form.
Ich dachte mehr an den Verletzten und sprach es auch aus. »Was machen wir mit ihm? Wir können ihn nicht hier liegenlassen. Gibt es so etwas wie eine Sanitätsstation?«
»Ich habe nichts gesehen«, antwortete Suko, und auch Father Ignatius schüttelte den Kopf.
Obwohl die Zeit drängte, lief Suko zum Hubschrauber. Er besorgte die Bordapotheke, so daß wir dem Mann wenigstens einen Notverband anlegen konnten.
Er war noch immer bewußtlos. Es gelang uns zum Glück, das starke Bluten der Wunde zu stoppen.

Dann schafften wir ihn in die Ansiedlung und suchten einen Ort, wo wir ihn niederlegen konnten. Von den drei letzten weißen Vampiren aber entdeckten wir keine Spuren…

***

Sie steckte in der Falle.

Das wußte Ruth Thompson leider mit zu großer Deutlichkeit, und sie gab zu, daß die Blutsauger es raffiniert angestellt hatten, die Falle aufzubauen.

Der Vampir stand vor ihr.

Es war ein Monstrum. Weiß und kalkig das Gesicht, blutgezeichnet die Lippen, gefährlich lang die beiden Mörderzähne und ausgestreckt die Hände, die nach der Frau fassen und sie an den Vampir heranreißen wollten.

Es vergingen Sekunden, bis sich Ruth wieder gefangen hatte. Sie wunderte sich selbst darüber, daß sie nicht laut anfing zu schreien.

Vielleicht hatte sie sich an das Auftauchen der Vampire schon so sehr gewöhnt, daß sich ihre Angst nicht mehr Luft zu verschaffen brauchte.

Schritt für Schritt wankte sie zurück. Ihr Körper war dabei steif, nur die Beine bewegten sich, und in den Knien federte sie ein wenig nach. Der Vampir blieb stehen. Er traute sich nicht in die Kirche hinein, aber Ruth würde auch nicht aus dem Gotteshaus rauskommen, wenn die Vampire die Eingänge und Fluchtwege weiterhin besetzt hielten.

Genau dort, wo die Bankreihen begannen, blieb sie stehen und drehte sich um.

Sie schaute zum Altar hin. Durch den Tränenschleier vor ihren Augen sah sie das Kreuz nur verschwommen, die Vampire an der Seite dafür sehr genau.

Sie winkten ihr zu.

Mit einer fahrigen Geste wischte sie über ihre Augen. Der Tränenschleier verschwand, und auch ihre Angst war nicht mehr so stark, so daß sie begann, über ihre Lage näher nachzudenken und nach Auswegen aus der Situation zu suchen.

Bisher waren die Vampire stumm geblieben. Auch von den getöteten Wesen hatte sie nur grunzende oder fauchende Laute vernommen. Um so überraschter war sie, daß die gefährlichen Blutsauger plötzlich reden konnten.

Es waren die beiden an der Seitentür, die sprachen. Und sie lockten die Frau. »Komm näher zu uns«, sagten sie zur gleichen Zeit. »Wir wollen dir etwas sagen.«

»Nein!« erwiderte Ruth und versteifte sich. Sie fixierte dabei das Kreuz, denn sein Anblick gab ihr Kraft. Es war die Hoffnung, das hatte auch der Mönch gesagt.

»Wir werden dir nichts tun«, sagten sie wieder zur gleichen Zeit.

»Wir wollen nur, daß du zu uns kommst.«
»Und dann?«
»Sagen wir dir etwas.«
»Was?«
»Komm erst her. Es handelt sich um deinen Vater, soviel können wir dir verraten…«
Ruth Thompson zuckte zusammen. Die Blutsauger schienen genau zu wissen, daß sie sehr empfindlich war, wenn es um Dinge ging, die sich mit ihrem Vater beschäftigten. Auch die Vampire hatten die Reaktion der Frau mitbekommen. Ihre weißen Gesichter zogen sich zu einem Grinsen in die Breite.
»Kommst du jetzt…?«
»Was ist mit meinem Vater?«
»Wir sagen es dir.«
Ruth schaute sie an, drehte den Kopf und blickte auch zu dem weißen Vampir am Haupteingang. Noch fühlte sie sich relativ sicher, denn die Blutsauger trauten sich nicht in die Kirche hinein; diese Hemmschwelle war einfach zu groß.
»Was habt ihr mit meinem Vater gemacht?« fragte sie flüsternd. »Redet, ich muß und will es wissen.«
»Er liegt im Turm.«
»Das weiß ich. Und?«
Der Vampir mit der langen Heugabel verzog sein Gesicht.
»Möchtest du nicht mit ihm sprechen? Du bist schließlich seine Tochter!«
Auf Ruths Gesicht breitete sich Unbehagen aus. Ihre Haare schienen plötzlich zu knistern, und über ihren Rücken rann es kalt.
»Ich soll mit meinem Vater reden?« fragte sie zurück. Dann lachte sie schrill. »Mein Vater ist tot, gestorben durch euch Bestien…«
Bevor sich Ruth in einen Wutanfall hineinreden konnte, fragte der Vampir mit der Eisenstange in der Hand:
»Weißt du das genau?« Während dieser Worte wippte er die Stange im Takt.
»Natürlich. Man hat es mir…«
»Gesagt, nicht wahr? Aber du hast dich nicht selbst davon überzeugen können.«
»Nein, das nicht.«
»Dann tu es. Geh zum Turm, denn dein Vater hat eine Botschaft für dich, Ruth!«
»Ein Toter redet nicht mehr!«
Die Vampire schüttelten die Köpfe. »Er ist nicht tot. Nicht alles, was so aussieht, ist auch wirklich nicht mehr am Leben. Auch wir Vampire werden als Tote bezeichnet, was aber gar nicht stimmt, wie du eigentlich wissen solltest.«

»Dann ist er ein…« Ruth schluckte. Sie wagte das Wort kaum auszusprechen, und Schwindel überkam sie.

Die Blutsauger lachten. »Möglicherweise ist er ein Vampir. Aber davon solltest du dich besser überzeugen. Du kannst es, wenn du mit uns zum Turm kommst.«

Ruth Thompson brauchte Zeit, um sich zu erholen. Sie atmete flach und schnell. In ihrer Kehle spürte sie ein Kratzen. Wenn das stimmte, was ihr die Blutsauger da berichteten, konnte sie vielleicht noch mit ihrem Vater reden…

Aber mit einem Vampir?

Sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Nein, wenn ihr Vater tatsächlich lebte und ein Blutsauger war, dann würde er auch auf seine Tochter keine Rücksicht nehmen. Er wollte Blut, und es war ihm egal, wo er es herbekam.

Daran dachte die Frau, und sie sprach es auch aus, doch sie stieß bei den weißen Blutsaugern auf Widerspruch.

»Er wird dir nichts tun. Er will nur mit dir sprechen. Daran solltest du immer denken.«

»Was will er denn von mir?«

»Das sagt er dir sicherlich selbst. Du solltest dich beeilen, und vor allen Dingen wollen wir nicht, daß du den anderen Männern Bescheid sagst. Dein Vater will allein mit dir reden. Dies hat er zur Bedingung gemacht. Beeil dich jetzt, wir können nicht mehr lange warten, Ruth Thompson.«

Die Frau zögerte noch. Entweder war alles ein gewaltiger Bluff, der nur dazu diente, sie in die Falle zu locken – oder eine Tatsache, die zu einem großen Plan gehörte, den sie bisher nicht durchschaut hatte.

»Willst du?«

Plötzlich nickte Ruth. Eigentlich gegen ihre Überzeugung, aber die Worte der Blutsauger hatten sie so angemacht, daß sie einfach nicht anders konnte.

»Das ist gut«, wurde ihr gesagt. »Sogar sehr gut. Dein Vater wird es dir sicherlich danken.«

»Und er befindet sich tatsächlich im Turm?«

»Ja, er wartete, auf dich.«

Sie atmete tief durch. »Ich werde kommen«, erklärte sie noch einmal und schritt vor.

Die drei Blutsauger an den Eingängen des Kirchenschiffs beobachteten jede ihrer Bewegungen. Sie bekamen mit, wie sie den Gang hochschritt und auf den Altar zuging, wo das Kreuz stand.

Bevor Ruth die Reihe hinter sich gelassen hatte, hörte sie noch den scharfen Ruf: »Halt, keinen Schritt weiter!«

Ruth erschreckte sich dermaßen, daß sie tatsächlich stoppte. »Wir haben noch eine Bedingung.«

»Und die wäre?«
»Du mußt etwas mitbringen.«
»Was denn?« erkundigte sie sich überrascht.
»Es ist eine silberne Feder.«
Ruth runzelte die Stirn. »Die im Hals des Toten steckte?«
»Genau die. Wir wollen sie haben. Erst wenn du sie mitbringst, kannst du mit deinem Vater sprechen. Wir verlangen nur diese kleine Gegenleistung.«
»Aber ich habe sie nicht.«
»Das wissen wir auch. Deshalb wirst du sie einem der drei Männer abnehmen.«
Wild schüttelte Ruth den Kopf. »So etwas geht nicht. Niemals würden sie mir die Feder überlassen. Sie ist ein Beweisstück…«
»Denk an deinen Vater, denn auch für ihn ist die Feder ungemein wichtig…« Nach diesen Worten zogen sich die Vampire zurück, und sie schlossen auch die Tür zur Sakristei. Gedämpft vernahm Ruth Thompson ihre letzten Worte. »Wir warten auf dich im Turm…«
Sie schrak zusammen, als auch das normale Eingangsportal mit einem dumpfen Laut geschlossen wurde. Nichts hörte sie mehr. In der Kirche stand sie völlig allein. Für einen Moment legte sie den Kopf in den Nacken und schloß die Augen. Sie spürte den anrollenden Schwindel, der sie überkam, und sie wankte zurück, um sich an einer Bank abzustützen. Dann ließ sie sich nieder.
Das Sitzen tat gut. Allmählich überwand sie den Schock und auch den Schrecken. Die Blutsauger waren verschwunden. Sie hatten ihre Forderungen gestellt und sie allein gelassen. War es Bluff, oder war es echt?
Diese Frage beschäftigte Ruth. Und sie dachte auch an die Feder, die die drei Vampire haben wollten. Welchen Grund hatte dies?
Was wollten sie mit der silbernen Feder anstellen?
Ruth wußte es nicht. Sie wußte überhaupt nichts mehr, denn sie war völlig durcheinander. Man hatte ihr den Rat gegeben, nicht mit den drei Männern in Kontakt zu treten, aber konnte sie sich daran überhaupt halten?
Ruth war hin- und hergerissen. Sie hatte sehr an ihrem Vater gehangen. Seit dem Tode ihrer Mutter war er der einzige gewesen, mit dem sie hatte noch reden können. Einen anderen Mann gab es in ihrer Verwandtschaft und auch in ihrem Bekanntenkreis nicht.
Ein Toter! Oder nicht? Angeblich sollte er ja nicht gestorben sein, sondern noch leben. Wenn das stimmte, dann lebte er sicherlich nicht als normaler Mensch, sondern als Vampir, und konnte man so etwas überhaupt als Leben bezeichnen?
Nein, sie wollte es nicht glauben. Als Vampir zu leben und zu existieren, das war grauenhaft, das konnte man beim besten Willen

nicht als Leben bezeichnen, und sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Sie stellte sich vor, wie sie plötzlich ihrem Vater gegenüberstand, er sie anschaute und seine Vampirzähne leuchteten…

Das Schleifen des Eingangsportals riß sie aus ihren Gedanken. Sie schrak zusammen, drehte den Kopf und sah die Umrisse der drei Männer. Besonders fiel der Pater in seiner langen Kutte auf. Er lief jetzt auch vor, und sein Gesicht strahlte. »Bist du wieder okay, Mädchen?« rief er.

»Ja, ja – ja…« Ruth war völlig durcheinander. Sie hoffte, daß die anderen nichts merkten, und sie sah den Pater, der vor ihr stehengeblieben war, sie anlächelte und nach ihren Händen faßte.

»Es freut mich, daß Sie noch hier sind. Wir hatten schon Angst, daß etwas passiert sein könnte.«

»Was sollte denn passieren?«

»Die Vampire hätten Sie überfallen…«

»In der Kirche, Pater?«

Father Ignatius lächelte. »Da haben Sie wahrscheinlich recht, Ruth. Die Kirche war und ist auch noch heute ein Hort der Sicherheit. Daran hat sich in den Jahrhunderten nichts geändert, und ich finde das sehr gut so.«

Inzwischen hatten auch Suko und ich die Frau erreicht. Ich schaute sie mir genau an.

Ruth wirkte sehr blaß. Aus dem Gesicht schien alles Blut gewichen zu sein, und auf der hellen Haut der Stirn glitzerten zahlreiche kleine Schweißperlen. In ihren Augen stand ein ängstlicher Ausdruck. Zudem schaute sie sich immer wieder gehetzt um, so daß ich das Gefühl bekam, daß mit ihr einiges nicht stimmte.

Ich drängte den Pater zur Seite. Er schaute mich erstaunt an, sagte aber nichts. »Ruth?« fragte ich, »was ist geschehen?«

»Nichts«, flüsterte sie. »Gar nichts.«

»Doch, da ist etwas. Sie haben etwas erlebt. Weshalb wollen Sie mit uns darüber nicht reden?«

»Nein, ich…«

»Bitte, Ruth.«

Sie hob die Schultern, schaute mich an, senkte den Kopf und sagte, bevor sie zu weinen anfing: »Ich… Ich brauche die Feder von Ihnen. Geben Sie sie mir!«

Die Feder?

Ich glaubte, mich verhört zu haben. Meinen Freunden ging es ähnlich. Sie drehten die Köpfe, wir schauten uns an, und keiner wußte so recht, was er antworten sollte.

Ich beugte mich vor. »Weshalb brauchen Sie die Feder, Ruth?«

»Um ihn zu retten!«

Sie hatte die Worte leise gesprochen, den Kopf gesenkt, und

schüttelte ihn jetzt. Noch immer sprach sie in Rätseln. Wen wollte sie retten?

»Frag du mal, Father Ignatius.«

»Sicher, John.« Der Pater schob Ruth Thompson ein wenig tiefer in die Bankreihe hinein, so daß er Platz genug bekam, sich neben sie zu setzen. Tröstend legte er eine Hand auf die Schulter der Frau und sprach mit ruhigen Worten auf Ruth ein.

Er redete erst allgemein, sprach vom Schutz, den Kirche und Kreuz gaben, und kam erst dann auf das eigentliche Thema zu sprechen, das uns alle anging.

»Weshalb wollen Sie die Feder haben?«

»Sie haben es mir gesagt.«

»Wer – die Vampire?«

»Ja, sie waren hier!«

Die Antwort glich der Explosion einer Bombe. Damit hatte keiner von uns gerechnet. Die Vampire waren also in der Kirche gewesen.

Unvorstellbar, und Ruth erklärte sehr rasch, daß sie sich nur an den Türen aufgehalten hatten, und so bekam die Sachlage schon ein anderes Gesicht. Und sie hatten der Frau erklärt, daß ihr Vater noch lebte.

»Ein Bluff«, sagte ich sofort.

Ruth hob den Kopf und schaute mich scharf an. »Woher wollen Sie das so genau wissen?«

»Weil mein Freund Suko und ich mit Ihrem Vater zusammen im Turm eine halbe Nacht verbracht haben.«

»Und er war tot?«

»Ja.« Das sagte Suko.

»Kann er vielleicht ein Vampir gewesen sein?« hörten wir Ruth Thompson flüstern.

Mit dieser Frage brachte sie uns in eine Zwickmühle. Ich konnte einfach nicht daran glauben, denn wir hatten keine Bißstellen an seinem Hals festgestellt. Außerdem waren wir Zeugen des Mordes gewesen. Hände hatten ihn erwürgt.

Deshalb schüttelte ich den Kopf. »Ihr Vater ist tot, aber kein Vampir. Er kommt nicht zurück.«

Ruth hob die Arme. Laut rief sie: »Wie können die weißen Vampire dann so etwas behaupten?«

»Ganz einfach. Man wollte Sie locken. Aus der Kirche raus und dorthin, wo sich die weißen Vampire sehr wohl fühlen. Im Turm. Und Sie sollten die Feder mitbringen, denn so schlug man gleich zwei Fliegen mit einer Klappe. Man würde ein neues Opfer haben und gleichzeitig die Feder, die für die weißen Vampire wohl sehr wertvoll ist.«

Ruth Thompson hatte mir sehr genau zugehört. Auf ihrem Gesicht

zeichnete sich die Überraschung ab. Sie schluckte ein paarmal und flüsterte: »Wenn Sie es so sehen.«

»Das muß man so sehen, glaube ich.«

»Und was soll ich jetzt machen? Sollen wir von der Insel fliehen?«

»Nein, wir müssen erst noch die drei Vampire erledigen«, antwortete ich. »Dabei können Sie uns helfen, Ruth.«

Sie wollte wohl lächeln, doch nur ihre Gesichtsmuskeln zuckten.

»Nein«, sagte sie. »Ich kann Ihnen nicht helfen. Tut mir leid. Sie sind die Kämpfer. Sie können gegen Vampire…«

»Sie sollen auch nicht mit ihnen kämpfen«, erklärte ich, »sondern nur das tun, was man von Ihnen verlangt hat.«

»Meinen Sie die Vampire?«

»Genau. Sie werden ihren Vorschlägen folgen und zum Turm gehen.«

Nach diesen Worten war sie so überrascht, daß sie erst einmal nichts sagen konnte. Sie atmete ein paarmal tief ein, schaute mich aus großen Augen an, dann Suko und schließlich Father Ignatius, bevor ihr Blick wieder zu mir zurückkehrte.

»Aber ich soll ihnen die Feder mitbringen…«

Eine akustische Antwort bekam sie von mir nicht. Statt dessen griff ich in die Tasche und holte das hervor, was für die drei Vampire so wichtig war.

Die silberne Feder!

»Das ist sie«, sagte ich, streckte meinen Arm vor und deutete durch ein Kopfnicken an, daß Ruth Thompson sie an sich nehmen sollte.

Sie zögerte noch.

»Nehmen Sie die Feder«, forderte der Pater sie mit ruhiger Stimme auf. »Und gehen Sie…«

»In den Turm?« fragte sie zitternd.

»Ja, natürlich.«

»Nein!« entfuhr es ihr. »Das kann ich nicht. Ich bringe es nicht fertig, den Vampiren gegenüberzustehen. Jetzt, wo ich weiß, daß alles nur ein großer Bluff ist…«

Ich wußte genau, daß es schwer für die Frau sein würde, aber wie sollte ich sie überzeugen?

»Denken Sie daran, Mrs. Thompson, es liegt in Ihrer Hand. Wir müssen die drei Vampire erledigen, und wahrscheinlich befindet sich unter ihnen auch der Mörder Ihres Vaters. Sie wollten seinen Tod doch sühnen. Jetzt haben Sie die Gelegenheit.«

»Schon«, erwiderte sie leise. »Aber was soll ich als einzelne Person gegen die drei Vampire ausrichten?«

»Sie werden nicht allein sein«, sprang Suko mir bei. »Wir achten schon auf Sie.«

»Das geht nicht. Ich soll allein kommen.«

Ich lächelte. »Machen Sie sich keine Gedanken, meine Liebe. Wir

haben in so etwas Routine.«

Jetzt erst nahm sie die Feder. Mir fiel ein Stein vom Herzen, daß wir sie hatten überzeugen können. »Und was soll ich genau tun?«

»Das sage ich Ihnen jetzt«, erwiderte ich und legte ihr meinen Plan offen…

***

Die Wolken hatten sich verdichtet. Sie waren zusammengewachsen und bildeten eine dunkelgraue Schicht, die das Blau des Firmaments verdrängt hatte.

Düster war der Himmel, düster wirkte das Meer, und als düster konnte man auch die Stimmung der einsam gehenden Frau bezeichnen.

Aber auch ängstlich, denn Ruth Thompson konnte ein Zittern nicht mehr unterdrücken. Sie hatte schreckliche Angst, als sie über das flache Land schritt und den Turm vor sich sah.

Er kam ihr vor wie ein gewaltiger Arm, der gegen den grauen Himmel stieß und die Wolken berühren wollte. Die richtige Kulisse für den Auftrag, der auf sie wartete.

Bei jedem Schritt klopfte ihr Herz schneller. Das Blut hämmerte in ihrem Kopf, sie spürte einen seltsamen Druck auf den Augen, und die Lippen hatte sie fest zusammengepreßt.

Die kleine Ansiedlung lag bereits hinter ihr. Wenn sie einen Blick nach links warf, sah sie die zweimotorige Piper, die auf dem provisorischen Landefeld stand.

Vom Meer her wehte der Wind. Er brachte die Kühle mit und den typischen Geruch des Seewassers, das auch die Frau so liebte, denn sie war ein Kind der Küste.

Der Turm ragte über die runden Kuppen der Hügel hinweg. Auf seiner Spitze befand sich noch der kleine Anbau mit den Glasscheiben, hinter denen sich eine Lampe drehte, um Seefahrer zu locken oder sie vor den Untiefen des Meeres zu warnen.

Während ihres Gangs gingen Ruth die Ereignisse noch einmal durch den Kopf. Sie dachte an all die schrecklichen Dinge, die hinter ihr lagen, und sie schüttelte sich, wenn sie daran dachte, was noch alles vor ihr lag.

Bald würde sie drei Vampiren gegenüberstehen. Aber nicht durch die Mauern einer Kirche geschützt, sondern frei und hilflos, bis auf diese Feder.

Sie war ihr Trumpf.

Und sie dachte daran, was ihr der Geisterjäger John Sinclair alles eingehämmert hatte. Auf keinen Fall durfte sie die Nerven verlieren, auch wenn es noch so schlimm war.

Es war ein großartiger und gleichzeitig wahnsinniger Plan, den der

Geisterjäger mit seinen Freunden ausgeklügelt hatte, um sie zu schützen, doch sein Gelingen stand in den Sternen. Je intensiver sie darüber nachdachte, um so größer wurde die Angst, daß der Plan nicht gelingen konnte.

Die drei Männer mußten sich einem Turm nähern, der in einem für sie fast deckungslosen Gelände lag.

Die Insel war relativ groß. Von der Kirche zum Turm mußte man quer über das Eiland gehen, eine weite Strecke, doch Ruth Thompson kam sie kurz vor.

Vielleicht war es die Angst, die dieses Gefühl in ihr hervorrief.

Sie begann zu weinen. Die Tränen hinterließen auf ihrem Gesicht nasse Spuren, die vom steifen Wind getrocknet wurden.

In der Nähe des alten Leuchtturms fiel das Gelände ein wenig ab.

Bald würden die Uferfelsen kantig und starr vor ihr hochwachsen.

Das Gras auf dem Boden war dünner geworden. Es klammerte sich förmlich zwischen den Steinen fest.

Und sie ging weiter.

Yard für Yard näherte sie sich dem Turm, der überhaupt kein Leben zeigte. Ein unheimliches steinernes Gebilde mit einem düsteren Loch als Eingang, den sie bereits sehen konnte.

Da mußte sie hinein.

Die Frau schluckte wieder. Ihre Schritte wurden zögernder. Sie entdeckte auch die Luken im rauhen Gemäuer, und sie suchte die kleinen Fenster mit ihren Blicken ab.

Sah sie vielleicht ein Augenpaar, das in einer Luke lauerte?

Wurde sie schon von den drei Blutsaugern beobachtet und überwacht? Sie rechnete damit, obwohl sie niemanden sah, und sie mußte sich einen innerlichen Ruck geben, um ihren Weg fortzusetzen.

So völlig hatte sie der Geisterjäger John Sinclair nicht davon überzeugen können, daß ihr Vater endgültig tot war. Irgendwie glaubte sie daran, daß er noch am Leben war, und sie rechnete damit, daß seine Gestalt plötzlich im rechteckigen Loch des Eingangs auftauchen würde.

Ruth irrte sich. Niemand zeigte sich dort. Sie änderte ein wenig die Richtung und ging geradewegs auf den Eingang zu, als hätte sie sich erst jetzt entschlossen, in das Finale einzusteigen.

Der Eingang wurde größer. Sie befand sich inzwischen so dicht vor dem Turm, daß sie seine Spitze schon nicht mehr sehen konnte, wenn sie den Kopf in den Nacken legte.

Noch vier Schritte.

Sie fielen ihr am schwersten. Wenig später hatte der Eingang die Gestalt der Frau verschluckt.

Draußen war es schon nicht sehr hell gewesen. Im Innern des Turms empfand sie die Düsternis als bedrückend. Das durch den offenen

Eingang fallende Licht versickerte sehr schnell, so daß Ruth Thompson nur die Umrisse der Innenmauern wahrnehmen konnte.

Rechts von ihr begann die Wendeltreppe. Sie sah auch die ersten Stufen und dicht daneben etwas Dunkles.

Ohne es genau gesehen zu haben, wußte sie, um was es sich dabei handelte.

Plötzlich raste ihr Herz. Weich wurden ihre Knie, sie krampfte die Hände zusammen, und sie ging mit zitternden, kleinen Schritten näher an den Umriß heran.

Es war ein Mensch.

Er lag auf der Seite. Als Ruth sich bückte und ihren Arm ausstreckte, berührte sie den starren, kalten Körper eines Toten. Vorsichtig drehte sie ihn herum.

Im nächsten Augenblick drang ein leiser Schrei über ihre Lippen.

Endlich hatte sie die Bestätigung.

Vor ihr lag Craig Thompson – ihr Vater!

Es hatte ihm niemand die Augen zugedrückt. Seine Pupillen wirkten wie starre Glasperlen, der Mund war verzogen, auf seinem Gesicht lag das Grauen, das er in den letzten Sekunden seines Lebens noch empfunden hatte. Er mußte schrecklich gelitten haben, und die Tochter des Toten begann, leise zu weinen.

Sie strich mit den Fingern über die kalte Haut, und sie spürte auch auf ihrem Körper den kalten Schauer, der bis zum letzten Wirbel hinunterrann.

»Dad«, flüsterte sie. »Mein Gott, Dad, was haben diese Bestien nur mit dir gemacht…?«

Sie bekam keine Antwort. Ihr wurde klar, daß der Vater nichts mehr sagen konnte. Also hatten die Vampire gelogen. Es ging ihnen nicht um den Toten, nur um sie und um die Feder, die sie nach wie vor festhielt.

Sie schaute auf das mit Silber überstrichene Gebilde. Ihr Mund verhärtete sich. Atem holte sie durch die Nase und versteifte sich plötzlich, als sie eine Berührung an ihrer Schulter spürte.

Es war nur ein Tippen, aber es reichte aus, um sie in die Höhe zucken zu lassen, und sie drehte sich blitzschnell um.

Ein weißer Vampir grinste sie an!

Sie hatte ihn weder gehört, noch gesehen und wußte auch nicht, woher er gekommen war. Er stand nur da, und seine Augen schimmerten blutigrot. Ob es der Vampir war, der vor dem Kirchenportal gestanden hatte, oder einer der beiden, mit denen sie gesprochen hatte, das alles war egal, denn nun befand sie sich in den Klauen dieser Blutsauger, und es gab keinen, der ihr zu Hilfe kam.

Sie mußte die nächsten Minuten lebend überstehen, dann war alles gelaufen.

»Du bist gekommen«, sagte der Vampir mit tiefer Stimme und ließ seine Blicke über ihren Körper gleiten. Sie waren begehrlich, dürsteten nach dem Blut, und Ruth Thompson zog hastig ihre rechte Hand mit der Feder zurück, denn diesen Trumpf wollte sie nicht so einfach hergeben.

»Die Feder!« verlangte der Vampir.

Ruth schüttelte den Kopf. »Nein!« flüsterte sie. »So schnell nicht. Das ist meine Versicherung. Was willst du überhaupt damit?« stieß sie hastig hervor.

»Wir brauchen sie als Erinnerung.«

»Das glaube ich nicht.«

»Doch, in ihr fließt das Blut unseres Vaters. Wenn wir sie besitzen, werden wir erstarken und…«

Ruth wunderte sich, woher sie den Mut nahm, den Blutsauger zu unterbrechen. »Ich will wissen, was ihr mit meinem Vater gemacht habt. Ihr habt mir erzählt, er würde noch leben. Doch er ist tot, er kann nicht mehr zurück. Und er ist auch kein Vampir, das habe ich genau erkannt, du Bestie. Ihr habt mich reingelegt, ihr…«

»In diesem Spiel gibt es keine Regeln«, erklärte der Wiedergänger. »Und wenn, dann sind es unsere. Hast du es verstanden?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann los, her mit der Feder!« Der Blutsauger streckte seinen Arm aus, aber Ruth Thompson hatte achtgegeben. Sie wich blitzschnell zurück, so daß der andere sie nicht greifen konnte und seine zuschnappende Klaue ins Leere faßte.

Er setzte sofort nach. »Du kommst nicht hier raus!« versprach er. »Diesmal nicht. Wir brauchen die Feder und dein Blut!«

Ruth kreiselte herum. Sie starrte auf die Treppe und sah die beiden anderen Vampire.

Langsam schritten sie die Stufen hinab. Jetzt befanden sich zwei vor ihr und einer in ihrem Rücken.

Da gab es kein Entrinnen.

Aber sie hörte etwas anderes.

Ein brummendes, leicht knatterndes Geräusch, und für einen Moment leuchteten ihre Augen.

Auch die drei Vampire waren abgelenkt. Anscheinend konnten sie das Geräusch nicht so richtig einstufen.

Alle drei schauten zum Ausgang, aber dort war nichts zu sehen, und die Vampire drehten sich wieder zu ihrem Opfer um.

»Was ist das?«

»Ich weiß es nicht!« log Ruth.

»Doch, du weißt es!« Der Vampir, der sie zuerst angesprochen hatte, brüllte sie an. Seine Augen blitzten, und dann sprang er vor.

Ruth wußte nicht, woher sie die Kälte nahm, so gut zu reagieren.

Aber der Geisterjäger hatte ihr alles gesagt, was sie tun sollte, und das machte sie auch.

Als sich der Vampir in Bewegung befand, riß sie den rechten Arm hoch. In der Hand hielt sie die Feder. Und damit stieß sie zu!

***

Ich wußte selbst, auf welch tönernen Füßen mein Plan aufgebaut war, aber ich hatte keine andere Möglichkeit gesehen. Sicher, wir hätten die Vampire jagen können, doch die Insel war einfach zu groß. Es wäre ihnen immer gelungen, sich zu verstecken, und wir hätten tagelang suchen können.

So war es zwar risikoreicher, aber auch besser!

Jeder mußte sich auf jeden verlassen können. Suko, Father Ignatius und ich auf Ruth Thompson und ich allein wiederum auf Suko und den energischen Pater.

Suko hatte in den vielen Jahren, in denen wir zusammen waren, vieles gelernt. Vor allen Dingen besaß er ein Gespür für die Technik. Er wurde mit ihr schnell warm, das heißt, Suko lernte rasch, und er hatte es auch geschafft, ein Flugzeug zu steuern.

Zwar nicht perfekt wie ein Pilot, doch für den Hausgebrauch reichte es.

Und darauf baute sich ein großer Teil meines Plans. Suko und der Pater sollten die Vampire ablenken, indem sie aus der Luft kamen.

Mit anderen Worten, die beiden würden den Turm anfliegen, während ich mich dem Bau zu Fuß näherte.

Bisher war ich ziemlich gut vorangekommen. Nur das letzte Stück würde mir Ärger bereiten, denn dort gab es für mich so gut wie keine Deckung.

Suko und Father Ignatius befanden sich bereits an der Maschine, während ich mich von Baum zu Baum oder Felsen zu Felsen weiterschob. Hin und wieder schaute ich auf meine Uhr. Noch sah ich die schmale Gestalt der Ruth Thompson, aber sie hatte sich dem Turm inzwischen so weit genähert, daß sie nur noch wenige Schritte benötigte, um in seinem Innern zu verschwinden.

Das geschah sehr schnell.

Auf einmal war sie nicht mehr zu sehen, und jetzt hätte Suko eigentlich starten sollen.

Das geschah nicht.

Ich wurde nervös. War etwas dazwischengekommen? Ein unvorhergesehenes. Ereignis? Kam Suko unter Umständen mit der Technik doch nicht zurecht und hatte ich seine Fähigkeiten überschätzt?

Ich wußte es nicht. Ich hielt nur an und schaute zu der Piper hin.

Die Sicht war zwar klar, doch in die Kanzel oder das Cockpit konnte

ich nicht schauen, da die Scheiben blendeten.

»Mann, Suko«, flüsterte ich, »mach jetzt keinen Ärger.« Das Blut schoß mir in den Kopf. Ich atmete hastig, schaute wieder zum Turm, doch dort war alles ruhig.

Noch…

Ruth Thompson würde dort den drei Blutsaugern gegenüberstehen. Besaß sie die Nerven, um dem Grauen widerstehen zu können? Behielt sie alles, was ich ihr eingetrichtert hatte.

Das Risiko war von Beginn an nicht klein gewesen, doch nun wurde es noch größer.

Ein brummendes Geräusch!

Endlich.

Der Propeller drehte sich, der Motor war angesprungen, und wenig später setzte sich die Maschine in Bewegung. Sie erinnerte mich an einen störrischen Esel aus Metall, der nicht so recht wollte und über die Bodenwellen holperte. Das Fahrwerk ächzte, es knickte ein, aber es hielt die Stöße aus.

Die Maschine wurde schneller. Suko drehte sie ein wenig, damit er über den besseren Teil der provisorischen Landebahn fahren konnte. Der Propeller wurde zu einem wirbelnden Kreis, die Maschine hob ab.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Es war der erste, ein kleiner, die anderen aber blieben, denn bisher war nur ein winziger Teil meines Plans in Erfüllung gegangen.

Alles andere stand noch in den Sternen.

Ich schaute zum Turm.

Jetzt lag das deckungslose Stück vor mir. Noch einmal tief Luft holen, danach startete ich, und mir war es jetzt egal, ob man mich sah oder nicht.

Während ich rannte, befand sich die Piper in der Luft. Suko flog eine große Kurve und visierte das neue Ziel an.

Es war der Turm!

***

Es war ein grauenhaftes Gesicht, das Ruth Thompson anstarrte und in das sie hineinsah. Der Blutsauger riß seine Arme hoch. Er ahnte, was kam, und wollte etwas dagegen unternehmen, aber die Frau war schneller.

Sie hatte sich auf diese Aktion konzentriert und auch nicht vergessen, was ihr John Sinclair sagte.

Sie stach zu!

Es war ein Rammstoß.

Voller Kraft, Wut und Haß. Der Vampir kam nicht mehr weg, und die silberne Feder stach mit ihrer Spitze genau in den Hals des unheimlichen Blutsaugers.

Ruth Thompson hatte so viel Druck hinter diesen Stoß gelegt, daß sogar noch ihre Hand gegen die kalte Haut am Hals des Wiedergängers prallte, und sie sah, wie das Wesen zu einer marionettenhaften Gestalt wurde, denn plötzlich zuckte seine rechte Schulter in die Höhe, dann die linke, und er ging einen Schritt zurück, so daß Ruth außerhalb seiner Reichweite geriet.

Wie ein Pfeil steckte die Feder in seinem Hals. Sie zitterte bei jeder Bewegung, und als der Vampir mit dem Rücken gegen die Innenmauer des Turms prallte, da war es auch mit seiner Kraft vorbei. Er konnte sich nicht mehr halten und sackte intervallweise in die Knie, wobei sich die weiße Haut bereits löste und einen grauen Farbton annahm.

Geschafft! Ich habe es geschafft! Diese Gedanken jagten durch den Kopf der Frau. Der Plan hatte geklappt, er war wunderbar aufgegangen.

Aber war er das wirklich?

Das Gefühl des Überschwangs, des Sieges bekam sehr schnell einen Dämpfer, denn hinter sich vernahm sie Geräusche.

Zwei Vampire waren noch übrig. Bisher hatten sie auf der nach oben führenden Treppe gestanden und gelauert. Das war nun vorbei. Sie stießen sich ab. Ruth sah ihre Körper durch die Luft fliegen, sich zusammenducken, und plötzlich landeten sie vor ihren Füßen.

Beide trugen noch ihre Waffen.

Der eine die Eisenstange, der andere die Heugabel.

Plötzlich schien der Turm zu zittern. Ein höllischer Krach drang durch den Eingang, dröhnte in das Innere des Bauwerks und pflanzte sich dort fort.

Er schallte die Treppe hinauf, schien den Turm auseinanderreißen zu wollen, und die beiden Vampire wußten nicht, was geschehen war.

Aber sie wollten es wissen. Zumindest einer von ihnen. Es war der mit der Heugabel. Er drehte sich von Ruth weg, wußte sie in der Obhut seines Artgenossen und huschte zum Ausgang, wo er die Schwelle übersprang und seinen Kopf in die Höhe reckte.

Das Röhren hatte nicht nachgelassen. Die Maschine befand sich noch in der Nähe des Turms. Ruth wußte genau, daß der Chinese Suko das Bauwerk umfliegen wollte.

Immer wieder.

Alle anderen Geräusche wurden verschluckt. Deshalb hörte sie auch nicht den Schuß, aber sie sah die Folgen.

Ihr Standwinkel war so günstig, daß sie beide Blutsauger im Auge behalten konnte. Derjenige, der nach draußen gelaufen war, bekam plötzlich einen gewaltigen Hieb, der nicht nur seinen Kopf nach hinten riß, sondern auch den Körper.

Er taumelte wieder in den Turm hinein. Dabei drehte er den Kopf so, daß Ruth sein Gesicht erkennen konnte.

Es war zerstört und zerrissen. Eine Kugel hatte es getroffen und dabei die obere Hälfte weggefegt. Nur noch der Kiefer und ein Teil der Nase waren vorhanden. Aus der zerstörten Hälfte rann eine gelbliche Flüssigkeit wie dicker Sirup nach unten.

Ruth brauchte nicht lange zu raten, wer geschossen hatte. Es war der Geisterjäger John Sinclair…

***

Und sie bekam diese Annahme zwei Sekunden später bestätigt, als ich in den Turm hineinflog.

Suko hatte seine Sache ausgezeichnet gemacht. Die Blutsauger waren abgelenkt worden, und so hatte ich mich dem Turm ungehindert nähern können.

Ich war gerannt wie selten in meinem Leben, und als der Vampir im Eingang erschien, hatte ich gleich zweimal geschossen. Ein Geschoß war ihm in den Kopf gefahren, das andere hatte sich an der Wand des Turms plattgedrückt.

Über die Schwelle hechtete ich, denn ich wußte nicht, welch böse Überraschungen die Vampire noch für mich auf Lager hatten. Zusammengeduckt bot ich eben ein weniger gutes Ziel.

Über die Schulter rollte ich mich ab, nachdem ich hart aufgeschlagen war.

Den Schrei von Ruth Thompson vernahm ich trotz des Fluglärms der Piper, sprang auf die Füße und erkannte den Vampir in huschender Bewegung.

Es war der letzte, und er schlug zu.

Diese verdammte Bestie machte es hart. Sein Arm war durch die Eisenstange verlängert worden, und sie traf genau die Schulter der Frau.

Ruth gelang es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Dieser Hieb wuchtete sie zu Boden, und der Vampir schlug nicht ein zweites Mal auf sie, sondern geriet in eine Kreiselbewegung, um mich mit der verdammten Stange zu erwischen.

Mit dieser Reaktion hatte er mich sogar überrascht. Ich kam noch soeben weg und vergaß sogar zu schießen. Dafür prallte ich gegen die Wand, spürte am Hinterkopf den Schmerz und ging sofort in die Knie, denn der zu allem entschlossene Vampir drosch mit dieser harten Eisenstange von oben nach unten zu.

Ich hörte das singende Klirren, mit dem dieses mörderische Instrument gegen die Wand über mir wuchtete, und schob mich wieder in die Höhe.

Auch mit der Waffe.

Plötzlich sah ich ihn hautnah vor mir. Dabei spürte ich dort Widerstand, wo sich die Mündung der Waffe befand.

Ich drückte ab!

Auch dieser Schuß ging im Fluglärm unter. Kein Mündungsfeuer war zu sehen. Die Kleidung schluckte es, aber das geweihte Silbergeschoß drang tief in den Körper des weißen Vampirs.

Es war der letzte!

Und er starb.

Zuerst fiel die Waffe, dann er selbst. Er knallte auf den Rücken, blieb vor meinen Füßen liegen, wobei seine weiße Haut allmählich grau wurde, um sich dann aufzulösen.

Ich hatte die Arbeit von Pater Robanus vollendet!

***

Den erledigten Vampiren gönnte ich keinen Blick mehr, denn ich mußte mich um Ruth kümmern.

Der Schlag mit der Eisenstange hatte sie hart getroffen. Vielleicht war ein Knochen an der Schulter gebrochen. Jedenfalls hatte die Frau Schmerzen, was ich ihrem verzerrten Gesicht entnahm.

Ich half ihr hoch, stützte sie, und gemeinsam verließen wir den Turm des Schreckens.

Suko flog noch immer Kreise.

Zweimal winkte ich mit dem rechten Arm. Mein Partner verstand das Zeichen. Er winkte zurück, bevor er abdrehte und in Richtung »Landebahn« flog.

Ruth Thompson konnte sich trotz meiner Unterstützung kaum auf den Beinen halten. Sie war fertig. Körperlich und seelisch. Ich trug sie schließlich und legte sie in den Schlafraum eines von seinen Bewohnern verlassenen Hauses, wo wir auch schon den Piloten untergebracht hatten.

Suko und Pater Ignatius waren schon da, drückten mir stumm die Hand, und es war der Mönch, der sich um die Verletzte kümmerte. Er legte ihr einen strammen Verband an und schiente sogar noch Arm und Schulter.

»Das bekommen wir wieder hin«, sagte er lächelnd. »Sie brauchen nur Ruhe und dürfen sich nicht bewegen.«

»Ja«, hauchte Ruth.

Suko und ich verließen das Haus. Ohne uns abgesprochen zu haben, wußten wir, daß der Leuchtturm unser Ziel sein würde.

Dort hatten wir noch etwas zu erledigen.

Wir schauten auf die Staubhäufchen, die von den Vampiren zurückgeblieben waren. Wer so etwas sah, konnte kaum glauben, daß dies einmal brandgefährliche Bestien gewesen waren. Auch die Feder war nicht mehr vorhanden. Nur Asche…

Es stand uns noch eine traurige Pflicht bevor, denn wir mußten Craig Thompson begraben. Er hatte das Meer und den freien Blick so sehr

geliebt, deshalb sollte er sein Grab auch nahe am Leuchtturm bekommen.

Wir besorgten uns Werkzeug und schaufelten die Grube. Als wir fast fertig waren, erschien Pater Ignatius mit einem Kreuz, denn er hatte gewußt, was wir wollten.

Der Mönch sprach auch die Gebete für den Toten. Suko und ich schauten stumm auf das Grab mit den Steinen, zwischen denen das Kreuz seinen Platz gefunden hatte.

Als der Abend kam und der Himmel von der Dämmerung noch grauer wurde, war es für uns an der Zeit, die Insel zu verlassen. Mit einem Boot waren wir gekommen, mit dem Flugzeug starteten wir.

Die Verletzten hatten wir ebenfalls, so gut es möglich war, untergebracht.

Diesmal war ich der Pilot. Während die Insel unter uns allmählich kleiner wurde, dachte ich an die Zukunft und daran, was uns die nächste Zeit wohl bringen würde.

Ruhe gab es nicht, dafür sorgten schon die Mächte der Finsternis…

ENDE